VII. Jahrgang 1970 Nummer 1

ZEITSCHRIFT FÜR DIE GESCHICHTE DER JUDEN

HERAUSGEGEBEN
VON
HUGO GOLD

OLAMENU
TEL AVIV ISRAEL

Zeitschrift für die Geschichte der Juden

Tel-Aviv, P.O.B. 3002, (Israel)

VII. Jahrgang 1970 No. 1

Erscheint vierteljährlich

AUS DEM INHALT:

Prof. David Bronsen (Haifa)
Joseph Roths lebenslange Auseinandersetzung mit dem Zionismus 1

Frieda Hebel (Raanana)
MAX BROD
(Zum ersten Todestag) 5

Josef Stern (Kiriat Motzkin)
Hermann Levi und seine jüdische Welt 17

Dr. H. Jacobi (London)
Nostradamus
(In Memoriam Dr. Siegfried Braun) 27

J. Raphael (Ramat Gan)
Die Zeitschrift des Dr. Leopold Zunz 31

Rudolf Kayser
Jakob Wassermann

Rabbiner Dr. H. C. Meyer (Haifa)
Neue Forschungen von Brilling 49

Literatur-Beilage
Mit Besprechungen von Zeev Barth, Dr. Hugo Gold, Dr. Salcia Landmann, Prof. Dr. Hermann Sternberg und Prof. Dr. Harry Zohn

★

Jeder Beitrag erscheint unter eigener Verantwortung des Verfassers. Für Manuskripte, die nicht im Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, wird keine rechtliche Haftung übernommen. / Es wird gebeten Manuskripte einseitig zu schreiben — erwünscht mit Schreibmaschine. / Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Rücksendung unverlangt eingesandter Bücher wird nicht übernommen.

Nachdruck nur mit ausdrücklicher vorheriger Genehmigung des Verlags und des Autors gestattet.

Redaktion und Verlag: Edition „OLAMENU" Tel-Aviv, P.O.B. 3002, Tel. 220025, ISRAEL

Herausgeber und Chefredakteur — HUGO GOLD, Tel-Aviv

Abonnement (nur ganzjährig) in US $ 8.50, DM 34.—, ö.S. 250.—. IL 25.—

Prof. David Bronsen (Haifa)

JOSEPH ROTHS LEBENSLANGE AUSEINANDERSETZUNG MIT DEM ZIONISMUS

Joseph Roth, der Autor des erzösterreichischen „Radetzkymarsch" und des erzjüdischen „Hiob", stellt im Leben wie im Schaffen eine einzigartige Synthese von Judentum und Österreichertum dar. Diese Synthese brachte Spannungen mit sich, die sich in seiner Beziehung zum Zionismus ausdrücken. Der aus dem österreichischen Galizien stammende neunzehnjährige Roth erlebte gleichzeitig mit seiner Übersiedlung nach der kaiserlichen Reichs-, Haupt- und Residenzstadt Wien die erste Kontaktaufnahme mit der zionistischen Bewegung. Vom 2. bis 9. September 1913 wohnte er den Tagungen des VI. Zionisten-Kongresses in Wien bei [1] (zu denen übrigens auch Franz Kafka erschienen war). Was Roth in den Sitzungen des Kongresses erfuhr, geht aus dessen Protokoll hervor: man sprach über die Errichtung einer Universität in Jerusalem und setzte sich für eine geistig-kulturelle Fundierung des Zionismus und dessen Eindringen in das jüdische Kulturgut ein. Der Beschluss des Kongresses machte es dem einzelnen Zionisten zur Pflicht, sich mit Palästina persönlich und wirtschaftlich zu verbinden. Dabei erkannte man, dass die Diaspora für den grössten Teil der Juden ihr dauerndes Schicksal bleiben werde. Über die Erlernung der hebräischen Sprache unterhielt man sich — die Verhandlungen wurden zum Teil in dieser Sprache geführt — und über die Schaffung einer neuen grossen interterritorialen Organisation für alle Juden. Zum Abschluss wies Chaim Weizmann, der Vorsitzende des Permanenzausschusses und später der erste Präsident des neugegründeten Staates Israel, darauf hin, dass sich die westlichen Hochschulen den ostjüdischen Studenten immer mehr verschlossen: im Studienjahr 1912—13 hatten zahlreiche deutsche und schweizerische Universitäten scharfe Verfügungen gegen deren Zustrom erlassen. [2]

Auffallend ist, wie oft Roth sich im Laufe seines Lebens publizistisch zum Zionismus äusserte. Dabei gewinnt man keinesfalls den Eindruck, dass er jemals diesen Weg für seine Person, wie es bei Kafka ansatzweise der Fall war, erwog, wohl aber, dass er immer wieder seine Einstellung rechtfertigen wollte. Bei allen Abwandlungen seiner religiösen Anschauungen scheint er nicht von seiner ursprünglichen Sympathie für die Auffassung des orthodoxen Ostjuden, nach der das zionistische Ziel vor Erscheinen des Messias eine Häresie bleiben müsse, abgewichen zu sein. So stellt er 1926,

anlässlich einer Reise im Kaukasus, wo er mit russischen Juden zusammentraf, fest, die Ostjuden orthodoxer Prägung seien dem Zionismus unfreundlich gesinnt.[3] Ein Jahr später, in „Juden auf Wanderschaft", bemerkt Roth über den gläubig-traditionellen Ostjuden: „Dieser Jude ist kein nationaler Jude im westeuropäischen Sinne. Er ist Gottes Jude. Um Palästina kämpft er nicht. Er hasst den Zionisten, der mit den lächerlichen europäischen Mitteln ein Judentum errichten will, das keines mehr wäre, weil es nicht den Messias erwartet hat und nicht Gottes Sinnesänderung, die ja bestimmt kommen wird. Es liegt in diesem grossen Wahn so viel Opfermut, wie in der Tapferkeit der jungen Chaluzim, die Palästina aufbauen — mag diese auch zu einem Ziele führen und jene zur Vernichtung. Zwischen dieser Orthodoxie und einem Zionismus, der am Sabbat Wege baut, kann es keine Versöhnung geben. Einem ostjüdischen Chassid und Orthodoxen ist ein Christ näher als ein Zionist. Denn dieser will das Judentum von Grund aus verändern. Er will eine jüdische Nation, die ungefähr so aussehen soll, wie die europäischen Nationen. Diese Juden merken nicht, dass der Fortschritt der Welt die jüdische Religion vernichtet und dass immer weniger Gläubige ausharren und dass die Zahl der Frommen zusammenschmilzt. Sie sehen die jüdische Entwicklung nicht im Zusammenhang mit der Entwicklung der Welt. Sie denken erhaben und falsch."[4]

Aus diesen Zeilen spricht Roths Bewunderung für eine Gesinnung, die auf verlorenem Posten steht, und mit der er sich auf ambivalente Weise identifiziert. Der Zionismus, welcher die Nation über die Religion stellt (schliesslich hatte der Gründer des Zionismus, Theodor Herzl, zuerst die Taufe als eine mögliche Lösung der Judenfrage in Erwägung gezogen), und der daran interessiert ist, die Lebensbedingungen der Juden denen der anderen Völker anzugleichen, musste den frommen Ostjuden naturgemäss abstossen. Erst nach dem Ersten Weltkrieg kam es unter den traditionell ausgerichteten Juden zu einem erweiterten Interesse für diese Bewegung.

Über die Einstellung von Roths österreichisch-jüdischem Zeitgenossen Arthur Schnitzler zum Zionismus schreibt die Frau dieses Wiener Schriftstellers: „Nein, Schnitzler konnte es damals keine Lösung der Judenfrage bedeuten, dorthin zurückzukehren, von wo man vor zweitausend Jahren ausgegangen war — und so lässt er Heinrich Bermann [in „Der Weg ins Freie"] sagen: ‚die Idee einer Errichtung des Judenstaates auf nationaler Grundlage erscheine ihm wie eine unsinnige Auflehnung gegen den Geist aller geschichtlichen Entwicklung'."[5] Im selben Sinne schreibt Roth 1929 angesichts der blutigen Ausschreitungen der Araber gegen die Juden in Jerusalem: „Offenbar ist es der geheime ‚Wille der Geschichte', dass dieses Volk kein Land bewohne, sondern Landstrassen bewandere. Diesem unheimlichen Willen entspricht die unheimliche Konstitution der

Juden. Sie lehnen sich gegen sich selbst auf, indem sie eine ‚Heimstätte' suchen.

Sie sind keine Nation, sie sind eine Übernation, vielleicht die vorweggenommene, zukünftige Form der Nation überhaupt. Längst haben sie die groben Formen der ‚Nationalität' abgestreift: den Staat, Kriege, Eroberungen, Niederlagen. Die primitiven Perioden der ‚Nationalgeschichte' und der ‚Landeskunde' haben sie bereits absolviert.

Man begreife endlich, dass der Zionismus nur ein bitterer Versuch sein kann, dass er eine momentan vielleicht notwendige Degradierung des Judentums bedeutet oder zumindest die Rückkehr zu einer primären, bereits erledigten nationalen Existenzform." [6] Roth wie Schnitzler hielten, wie aus diesen Zitaten hervorgeht, an dem übernationalen Ideal der österreichischen Monarchie, in der sie aufwuchsen, fest. Indessen ist gerade das Entstehen des Zionismus auf die Zunahme der nationalen Spannungen im Habsburger Reich zurückzuführen, in dem der Nationalismus der Deutschen und Ungarn den Nationalismus der Slawen und Juden herausforderte. So kann es auch nicht Wunder nehmen, dass eben Wien die Geburtsstätte des Zionismus und lange Zeit das Zentrum der zionistischen Bewegung war.

Als Roth 1934 von seiner Schwiegermutter erfuhr, sie und ihr Mann gedächten in nächster Zeit nach Palästina auszuwandern, antwortete er, wie auch ein Arthur Schnitzler geantwortet hätte: „Ich bin nicht jüdisch genug, um nach Palästina zu gehn. Ich bin ein deutscher Schriftsteller..." [7] Noch im Jahre des Anschlusses sah sich Roth genötigt, sich wieder zu seinem Standpunkt zu bekennen. Dr. Nachum M. Gelber, ein Mitschüler Roths im Gymnasium und später Professor und Historiker in Israel, bat Roth 1938 sich publizistisch für den Keren Hajessod, dessen Leiter er war, einzusetzen. (Diese Organisation machte es sich zur Aufgabe, Geldmittel für Landerwerbung und Aufforstung in Palästina aufzubringen.) Roth, der sonst keine Bitte um Hilfe abschlug, antwortete lakonisch, er müsse ablehnen, da er kein Zionist sei. [8]

Während der Emigration, zu einer Zeit in der er sich für einen frommen Katholiken ausgab, ohne allerdings sich der Taufe unterzogen zu haben, wies Roth in einem rechtskatholischen Blatt die These eines zionistischen Wortführers zurück, die Auswanderung nach Palästina wäre die beste Abhilfe für den in katholischen Ländern schwelenden Antisemitismus, und die Katholiken dieser Länder könnten nur froh sein, sich der jüdischen Mitbürger zu entledigen. [9] Roth greift an mit der Beschuldigung, ein solcher Gedankengang „verbindet... den *katholischen* Charakter eines Landes mit dessen *antisemitischen,* diesweil doch der katholische Glaube der Wirtsvölker nichts mit ihrem Antisemitismus zu tun hat: man könnte eher sagen, im Gegenteil." [10] Er räumt ein, „Der Zionismus ist vielleicht eine wirtschaftliche, eine politische, ja eine, im irdi-

schen Sinne, moralische Notwendigkeit",[11] obwohl der Katholik und der gläubige Jude, aber nicht der Zionist, die Juden als „das auserwählte — und auch zum Fluch auserwählte — Volk, nicht für eine beliebige, zufällig des Vaterlandes beraubte, Nation halten."[12] Hat Roth hier vorgeblich den Standort seiner religiösen Gesinnung geändert, so bleibt er seiner ursprünglichen Auffassung von Würde und Mission des gläubigen Judentums treu. Und ebenso wie er der Monarchie trotz der nationalen Gärung die Treue bewahrte, vertrat er einen Katholizismus, der sich in der Praxis gegen den Universalismus versündigte.

Zur Überwindung der Opposition des Weltjudentums dem Zionismus gegenüber und zur Umstimmung jener Leute, die sonst Roths Stellungnahme verteidigt hätten, wie auch zur Errichtung des Staates Israel, kam es eigentlich erst nach der Vernichtung eines Grossteils der europäischen Judenheit. Gerade Roths ostgalizische jüdische Landsleute wurden im Zweiten Weltkrieg zu einem grossen Prozentsatz ausgerottet. 1941 leitete Professor Oberländer, der bereits 1923 an Hitlers fehlgeschlagenem Münchener Putsch teilgenommen hatte, Massenerschiessungen der Juden in Lemberg an der Spitze eines prodeutschen ukrainischen Regiments. Roths Behauptung in seinem Artikel über Lemberg, in dem er als Junge wiederholt seine nächsten Verwandten aufgesucht hatte, „Die Städte überleben Völker, denen sie ihre Existenz verdanken, und Sprachen, in denen ihre Baumeister sich verständigt haben",[13] trifft nunmehr für seine galizische Geburtsstadt Brody und Lemberg zu. Heute ist in ihnen kaum etwas von Österreich und von Judentum übriggeblieben, und selbst die dortigen Polen wurden ausgesiedelt, als das Gebiet der russischen Ukraine angeschlossen wurde.

ANMERKUNGEN

1 Interview, Soma Morgenstern, New York.
2 Aus Protokollunterlagen der Bibliothek der Israelitischen Kultusgemeinde, Wien.
3 „Reise in Russland. Das Völker-Labyrinth im Kaukasus", „Frankfurter Zeitung", 26. Oktober 1926.
4 "Joseph Roth. Werke in drei Bänden" (Köln, Berlin 1956), Band III, S. 643. (Fortan nur mit der Bandzahl belegt.)
5 Olga Schnitzler, „Spiegelbild der Freundschaft" (Salzburg 1962), S. 99.
6 „Betrachtung an der Klagemauer", „Das Tagebuch", X (1929), 1529.
7 Brief an Frau Reichler, 14. September 1934. In meinem Besitz.
8 Interview, Erna Avni, Sdeh Nahum, Israel.
9 Joseph Roth, „Juden, Judenstaat und die Katholiken", in „Der christliche Ständestaat", 29. August 1937, 905—907.
10 Ebd., S. 905.
11 Ebd., S. 906
12 Ebd.
13 „Lemberg, die Stadt", III, S. 497.

Frieda Hebel (Raanana)

MAX BROD

Zum ersten Todestag

„Was vergangen, kehrt nicht wieder, aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück" — dieses bekannte Zitat von Förster scheint am passendsten zur Einleitung eines Gedenkartikels für unseren unvergesslichen, allverehrten Max Brod s.A. Doch sollte man hier auch gleich ein Wort von Goethe anfügen, Goethe, den Max Brod so über alles geliebt und verehrt hat, dieses „Dieser ist ein Mensch gewesen, und das heisst ein Kämpfer sein". Damit sind wir schon mittendrin in Werk und Persönlichkeit Max Brods, dessen angeborener Humanismus ihn geradezu dazu verpflichtete, lebenslang ein Kämpfer zu sein; bevor wir auf sein Lebenswerk eingehen, wollen wir uns heute einmal der privateren Sphäre, den freundschaftlichen Beziehungen des Dichters zu seiner Umwelt, zu deren eine auch ich mich mehr als ein Jahrzehnt dankbar rechnen durfte, zuwenden.

Man hat Max Brod oft einen dualistischen, also zweigleisigen, ja selbst pluralistischen Menschen genannt, denn er war lebenslang Dichter *und* Schriftsteller, Philosoph *und* Musiker, war 30 Jahre Dramaturg und künstlerischer Berater des Israel-Theaters „Habimah" und hatte ausser alledem in seiner Jugend Jura studiert. Er war gleichzeitig schöpferischer Künstler und tiefschürfender Denker. Auch sein Wesen war dualistisch, er war Realist *und* Idealist, aber aus all diesem zusammen erwuchs in ihm eine harmonische Einheit, die auf die Menschen seiner Umgebung ausstrahlte.

Brods Grundanliegen war die Liebe, die Liebe schlechthin, zu den Menschen, zwischen den Menschen, vom Ich zum Du: „Nur Liebe — von nichts anderem weiss ich. Zerreisset, was ich sonst gesungen! Denn Lüge war's, wenn es nicht Liebe war", so dichtete er... Dass er übrigens auch ein Mensch von tiefem Humor war, bewies er in vielen kleinen „Einblendungen" in den grauen Alltag, von denen einige hier — nun gleichsam schon zu Anekdoten geworden — vermerkt seien: Einmal standen wir abends nach einem Vortrag auf einer Tel-Aviver Strasse, als ein Taxi fast in die kleine Gruppe hineinfuhr — Max Brod springt behend zur Seite und ruft, „Vier Menschen und ein Schlag, und morgen ist — „Donnerstag" (es war an einem Mittwoch)". Ein andermal kam ein angesehener Dichter ins Zimmer von Max Brod, in dem ich gerade sass, legte ein dickes Manuskript auf den Tisch: Max Brod, „Wie viele Tote hat Ihr Stück?" „Vier!" „Mir zuviel, zwei ist das Höchste. Nehmen Sie's wieder mit!"

Bekannt ist auch, dass Brod in seiner Jugend ein kleines Stück schrieb, „Die Höhe des Gefühls". Er hatte Glück, es wurde angenommen und aufgeführt, nach dem Applaus erwartete ihn eine Dame draussen. Der Dichter stürzt aufgeregt und begeistert hinaus, findet eine ältliche Frau, die fragt, „Ach, lieber Herr Doktor, ich wollte Sie nur fragen, ob Ihr Schwager noch bei der Unfallversicherung ist." Welche Enttäuschung für einen jungen Künstler!

Im März 1959 waren es bereits 20 Jahre, seitdem Max Brod sein Amt als Dramaturg bei der Habimah angetreten hatte; er gab mir damals ein Interview für die „Jedioth Chadaschoth", aus dem ich hier einige Sätze zitieren möchte:

„Bald nach meiner Einwanderung", so sagte er, „im Jahre 1939, trug mir »Habimah« an, das Amt des Dramaturgen an diesem Theater zu übernehmen. Obwohl ich zu dieser Zeit auch andere Anträge hatte, nahm ich dieses Amt vor allen anderen an. Zu Beginn meiner Tätigkeit war das Repertoire noch recht unvollkommen, obwohl es auch damals einige Glanzpunkte wie den »Dybuk«, den »Golem« und den »Ewigen Juden«, enthielt. Soweit ich mich erinnere, war jedoch beispielsweise kein Shakespeare auf dem Programm der »Habimah« zu finden, und so ergab sich als eines der ersten Dinge, auf die ich lossteuerte, die Aufführung des »Sommernachtstraums« und des »Othello« in der Regie von Gellner. — Meine Planung bestand vor allem darin, in der »Habimah« eine gewisse Balance zu entwickeln und zu halten zwischen den Stücken von Israel-Autoren einerseits und dem europäischen Repertoire wie z.B. Bert Brecht andererseits und in der gleimässigen Berücksichtigung beider Arten von Aufführungsstücken — d.h. im europäischen Repertoire sowohl die Klassiker früherer Epochen, z.B. Ibsen, Strindberg, wie auch aktuelle Dramen; hiervon wird eines der (damals) neuesten — auch schon von der »Habimah« herausgebracht —, John Osborne's »Blick zurück im Zorn« gegenwärtig mit grossem Erfolg aufgeführt. — Was Israel-Dramen anbelangt, so hat »Habimah« eine ganze Reihe, von Stücken gespielt, die sich auf die Golah bezogen, z.B. Schalom Alejchems »Tuwje, der Milchmann« (heute als »Anatevka« ein Welterfolg! F.H.), Perez Hirschbein's »Die Töchter des Schmieds«, auch »Schwer zu sein ein Jud« von Schalom Alejchem. Von mir (M.B.) wurde aufgeführt »Reubeni, Fürst der Juden«. Daneben brachten wir die Neuen und die Jungen, Aharon Megged, Mosche Schamir, Efraim Kischon und vor nicht langer Zeit Judith Mendel »Rechov ha-madregoth« (»Strasse der Treppen«)." Bis hierher das Interview.

In der langen Reihe der Aufführungen in den kommenden Jahren wurde niemals, nie bis zum jähen Ende Max Brods, in der Habimah ein Stück aufgeführt, das er nicht vorher gelesen und begutachtet hätte. Als Dramaturg übersetzte er auch gelegentlich Werke junger Israel-Autoren aus dem Hebräischen ins Deutsche, so z.B. Kischon's „Sein Name geht ihm voraus" („Schemo holech lefanaf"), in deutscher Version „Die grosse Protektion"; das Stück wurde dann an mehreren Auslandsbühnen gespielt. Eine weitere Übersetzung war die von Megged's „Auf dem Wege nach Ejlath", das später unter dem Titel „Fern in der Wüste" in Zürich zur Aufführung kam.

Neben seinen bedeutenden eigenen Werken in ungeheurer Vielzahl (insgesamt annähernd hundert Bücher und Publikationen!) war es vor allem das Lebenswerk seines Freundes Franz Kafka, das Max Brod vollständig herausgab und mit dem er der literarischen Welt ein Bereich erschloss, das heute aus ihr nicht mehr wegzudenken ist. Dass er ein Interpret allerersten Ranges war, ist ohne jeden Zweifel, für alle Kreise und für alle Zeiten. Ein bekannter Kritiker, Muscht, erzählt an einer Stelle, Max Brod habe die Manuskripte Kafkas auf seiner Flucht aus Prag nach Palästina im Handgepäck mit sich genommen, so in selbstlosester Weise die höchste Freundespflicht erfüllend. Seine eigenen Manuskripte kamen erst viel später im Lift und per Schiff hier an.

Bevor wir uns mit seinen Büchern beschäftigen, hier einige Stellen aus meinem schon erwähnten Tagebuch:

„20.5.1963: Zu spät erkenne ich, dass aus den vielen und oft langen Gesprächen mit Max Brod während all dieser Jahre das Wichtigste hätte immer wieder notiert werden müssen: seine ungebrochene Liebe zu Land und Volk Israel, sein echter Zionismus; seine Vorliebe für Platon und dessen Lehre, seine Anhänglichkeit an Goethe. Sein unvergänglicher Schmerz um Franz Werfel, die verlorene Beziehung und, was an erster Stelle zu sagen wäre, seine *unzerstörbare* Verbundenheit (s. Das Unzerstörbare!, viel später als diese Eintragung) mit dem einzigen Franz Kafka. Erst über M.B. habe auch ich Kafka nicht nur langsam verstehen, sondern vor allem lieben gelernt mit all der Liebe, die nur dem Geistig-Seelischen innewohnt und daher einen Hauch der Unvergänglichkeit besitzt. (Primär, so glaube ich, ist das bejahende als beglückende Beigabe in Brods Charakter auf das harmonische Verhältnis zu seinen Eltern während Kindheit und Jugend zurückzuführen; zum Unterschied davon stiess ja bekanntlich Kafka auf ein ausgesprochenes Nichtverstehen, besonders bei seinem Vater, und war ausserdem von so schwankender Gesundheit, die sich nach dem einmal vollzogenen Schritt der lange geplanten Trennung von seinen Eltern rasch verschlechterte und zur Tuberkulose führte).

11.6.1963: Nach einem langen Gespräch mit Max Brod: Ich glaube, man muss die Menschen trotz allem lieben, um etwas halbwegs Gutes zu schreiben — sonst gelingt's nicht.

12.4.1964: Brod spricht über eine Dichterin, die früher grosse Zionistin war und dann infolge eines hier erlittenen Unfalls, bei dem sie einen Arm verlor, wieder nach Wien zurückging. Schwer verständlich, aber, so Max Brod, »wenn so etwas eine Frau trifft, ist es besonders schlimm für sie. Sie ist eine gute Dichterin, hat gute Ideen« — Wann könnte M.B. je etwas Negatives über einen Menschen sagen?!

24.1.1965: Damals erhielt M.B. in Haifa eine Musikauszeichnung und schrieb mir darüber Folgendes: »...Die Sache in Haifa ging ganz einfach — wie alles Gute.« Das ist der ganze Max Brod!

14.3.1965: Eine hiesige Zeitung bringt die sensationelle Nachricht, es sei ein Israeli nach Darmstadt gekommen und der dortige Jüdische Gemeindevorstand habe ihn nicht empfangen, mit der Bemerkung, »Wir empfangen keinen Besuch aus Israel«. Darauf Max Brod aufgebracht, »Das ist eine Lüge, das glaube ich nicht!« — Einige Tage später erhielt ich einen Brief aus meiner Geburtsstadt Darmstadt, das Ganze sei erfunden, ich würde doch die Darmstädter und ihre Einstellung zu Israel kennen etc. Wie Recht wieder einmal Brod hatte, an das Schlechte will er niemals glauben. Wie oft sagte er, man solle niemals das Schlechte weitererzählen, wer das Schlechte verbreite, vergrössere das Schlechte in der Welt.

13.5.1966: Max Brod sagt mir wegen meiner Eingabe an ein Wochenblatt, in dem damals eine Diskussion um Franz Kafka entstanden war, »Sie machen es richtig! Man muss kämpfen für Kafka!« Er war bei diesen Worten sichtlich bewegt und ergriff mich bei der Hand dabei.

26.3.1967: Max Brod erzählt von seinem langen Gespräch mit dem Preisträger André Schwarz-Barth aus Paris, mit dem er für Brod überraschend die Liebe zu Flaubert teilt, was sich erst jetzt herausstellte. Während Paul Sartre bei seinem Besuch in Israel Flaubert als veraltet abwies, berichtete Schwarz-Barth, dass der grösste Teil der französischen Jugend heute wieder Flaubert lese, worüber sich Max Brod sehr freute. Er schilderte dann überhaupt den Preisträger als aussergewöhnlichen jüdischen Menschen, der leider mit einem starken, anscheinend auf tiefer Nervosität beruhenden Augenleiden behaftet sei, aber durch seine schöne Er-

scheinung und ein auffallend schönes Gesicht in Verbindung mit einer sehr sympathischen Stimme stark beeindrucke; er zeige sich mit Israel tief verbunden.

20.11.1967: Hier Max Brods wiederholter Ausspruch während seiner Vortragsreise durch Europa kurz nach dem Sechstage-Krieg: »Ich setze meine ganze Ehre als Schriftsteller dafür ein, dass noch nie ein Verteidigungskrieg mit mehr Berechtigung geführt wurde als der unsrige, der Israels!«"

Nach diesen Ausschnitten aus dem Tagebuch sei eine Einleitung aus dem in den letzten Jahren erschienenen Buch „Prager Sternenhimmel" angeschlossen, weil sie in eklatanter Weise die bisher gezeichneten Charakterzüge Max Brods komplettiert. Er schreibt:

„Goethe sah in Weimar Talma und die Seinen Theater spielen. Er schrieb in einem Brief: »Ich wollte nur, ich könnte durch ein ungeheures Wunder aus diesem französischen Komödienspiel das Falsche durch einen Blitzstrahl herausbrennen; so hätte die Welt noch immer Ursache zu erstaunen über das Rechte, was übrigbleibt.«

Heiliges Zeichen des Dichters: er will bewundern und lieben, nicht kritisieren. Das Falsche rasch abtun. Durch einen Blitzstrahl. Ganz rasch, damit es nicht störe, nicht überflüssig Zeit wegnehme. Und die Seele hinbreiten dem Rechten, dem Liebenswerten, dem Bewunderungswürdigen — dem Sternenhimmel.

„In zwei Jahren meiner Rezensententätigkeit habe ich mit Tadeln gottlob nicht allzuviel Zeit verloren. Nicht-Bemerken ist der beste Tadel. In meinem Herzen blieb Begeisterung, blieb Sternenhimmel:"

So Max Brod! In seinem Buch „Durchbruch ins Wunder" findet sich eine Erzählung, „Alte Papiere", die folgendermassen abschliesst:

„Ja, man verfehlt Gott, wenn man auf ihn immer nur wartet. Man muss Gott tun. Doch man verfehlt ihn oft auch dann, wenn man ihn tun will. Es ist schwer. Dass es nicht ganz unmöglich sei —, das wollen wir im Stillen nicht ausserhalb aller Hoffnung lassen." Max Brod hat dies niemals ausserhalb seiner Hoffnung gelassen — ganz im Gegenteil, und dies ganz „im Stillen".

Es würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen, alle Bücher Brods anführen zu wollen, doch seien einige erwähnt: 1959 er-

schien ein kleiner Band, „Jugend im Nebel", von der Presse als „eine dichterische Beschwörung des unvergesslichen Prag" bezeichnet; ich durfte das Buch damals in der inzwischen längst eingegangenen deutschen Zeitschrift „Kultur" besprechen und betonte dabei Brods Ausdrucksfähigkeit einer lyrischen Epik, die uns ansonsten fast nur in Thomas Manns Meistererzählungen begegnet, zog eine Parallele zwischen dem jungen Tadzio (Thomas Mann; „Der Tod in Venedig") und dem jungen Armand Tischler in der Brod'schen Erzählung.

Kurz vor Brods Autobiographie „Streitbares Leben" (1960) erschien eine Neuausgabe des bekannten und vielgeliebten Bandes „Die Frau, nach der man sich sehnt". — In „Streitbares Leben" (vom friedlichsten aller Erdenbürger so betitelt!) setzt sich Brod als Sohn der „polemischen Stadt Prag" mit vielen und vielem auseinander, wir hören von Kafka, Werfel, Martin Buber, von Thomas und Heinrich Mann, Liliencron, Rilke, Meyrink, von den Brüdern Weltsch, vom „rasenden Reporter" Egon Erwin Kisch, Alfred Kerr, Karl Kraus und anderen. Der Abschied von Prag ist erschütternd geschildert, auch, dass das Ziel der Flucht Palästina und nicht eine Professur in den Vereinigten Staaten war, wird im Kapitel „Judentum als Problem" evident.

1965 erschien das umfassende Werk „Johannes Reuchlin und sein Kampf" mit dem Untertitel „Eine historische Monographie". Max Brod leistete für seinen Reuchlin drei volle Jahre Forschungsarbeit, hier und im Ausland. Brod stellte Reuchlin, der im 15.-16. Jahrhundert in Deutschland lebte, als Humanisten dem zur gleichen Zeit wirkenden Erasmus von Rotterdam gleich. Reuchlin, der kein eigentlicher Judenfreund war, sah eine Aufgabe darin, dem jüdischen Volk und seiner Religion nachzuspüren, objektiv seine Qualitäten zu ermitteln und scheute sogar nicht davor zurück, eigens zum Zwecke der Forschung und des Verstehenwollens die schwere hebräische Sprache zu erlernen. Max Brod fuhr damals u.a. auch nach Pforzheim, Reuchlins Geburtsstadt, und wurde von der dortigen Stadtverwaltung und von vielen Bibliotheken bei seinen Nachforschungen bereitwilligst unterstützt. So gelang es Brod, als Förderer der „Unentdeckten" bereits weltbekannt — einmal mehr die „Entdeckung" eines zu Unrecht Verkannten, des in seiner deutschen Heimat nie ganz zur Geltung gekommenen Gelehrten Reuchlin, der die jüdische Sache zu seiner eigenen machte. Brods Werk wurde letztlich viel mehr zu einem jüdisch-israelischen als zu einem christlich-deutschen, um aber gleichzeitig auch die Brücke zu schlagen von jenem Deutschland eines Reuchlin bis zum modernen, wiedererstandenen Staat Israel!

Es müsste noch so vieles erwähnt werden: Wen ergriff nicht Brods frühes Werk „Tycho Brahes Weg zu Gott", wen packte nicht

sein „Reubeni", sein „Galilei in Gefangenschaft", sein „Armer Cicero" oder der prachtvolle, aus jüdischer Sicht geschaffene Jesu-Roman „Der Meister". Auch das philosophische Werk „Diesseits und Jenseits" kann hier nicht ausführlich gewürdigt werden, wiewohl die gleichen Ideen den Autor ein Leben lang und schliesslich teilweise wiederum in seinem letzten, grossangelegeten philosophischen Werk „Das Unzerstörbare" beschäftigten, auf das noch eingegangen werden soll. Auch das schon 1921 in zwei Bänden als Standardwerk erschienene „Heidentum, Christentum, Judentum", das Max Brod „ein Bekenntnisbuch" nannte. Als frühe Lyrik erschien „Das Buch der Liebe — Das gelobte Land", das Schauspiel „Die Fälscher", das Drama „Eine Königin Esther", die Zusammenstellung von „Szenen, Verse, Tröstungen — Die Höhe des Gefühls", auch eine Gespenstergeschichte „Die erste Stunde nach dem Tode" und manches andere. 1928, in der Vorhitlerperiode, schreibt er sein Buch „Zauberreich der Liebe" (in dem bereits Kafka eine Rolle spielt) und schon 1931 folgt der bedeutende Roman „Stefan Rott".

Der schon in Palästina entstandene Roman „Unambo" bleibt so unvergesslich wie die früher erschienene Heine-Biographie oder die spätere Kafka-Biographie, wie die Bücher „Verzweiflung und Erlösung im Werk Franz Kafkas", wie „Franz Kafkas Glauben und Lehre" oder „Franz Kafka als wegweisende Gestalt".

Zwischen alledem gab es aber auch leichtere Kost, kamen 1958 gleich zwei neue Bücher heraus, einmal das schöne Buch „Mira", „mit Entzücken geschrieben", und ausserdem das hinreissende „Rebellische Herzen" mit seinen Redaktionsfiguren der „Böhmischen Post", Brod nennt sie die „Redaktion der Originale" und meint mit der Zeitung das einst so berühmte „Prager Tagblatt": viel Humor, viel Ernst, viel Liebe, viel tiefe Lebensweisheit, alles ist hier vereinigt; das Buch kam nun wiederum als „Prager Tagblatt" neu heraus.

Entzückend ist auch der Band „Die verkaufte Braut" — wer kennt nicht Smetanas bezaubernde Oper —, reizvoll der Prager Roman „Die Rosenkoralle", in dem ein alter Leuchtturmwächter an Israels Küste eine bedeutende Rolle spielt: Im alten Prag erlebt man nochmals das Nebeneinander der Deutschen, der Juden, der Tschechen... Im schon erwähnten „Durchbruch ins Wunder" befinden sich mysteriöse Geschichten wie etwa „Eine Wahrsagerin" oder „Das Unheimliche" — Max Brod von einer ganz anderen Seite.

Neben allem anderen hatte unser Autor in früheren Jahren noch Zeit gefunden, Operntexte aus dem Tschechischen ins Deutsche zu übertragen, wie etwa Weinbergers „Schwanda", Janáčeks

„Jenufa", den unvergesslichen „Schwejk" von Hašek. Auch die Dramatisierung von Kafkas Roman „Das Schloss" verdanken wir Max Brod. Überhaupt Kafka: wie schon eingangs erwähnt, erstand hier durch Brods Interpretation eine Welt für sich, um und für den bis zuletzt über alles hinweg geliebten Freund. Wer in den letzten Jahren Brod gegenüber Kafka erwähnte, hörte immer die gleichen Worte, „ja, wenn der Franz heute noch leben und krank sein würde, hätten ihn die modernen Arzneimittel gerettet" und erwähnte auch bei dieser Gelegenheit immer wieder, dass man für Kafka kämpfen und allen Deutern und Deutlern mit der reinen Wahrheit gegenüber treten müsse: Kafka war Zionist, wie Max Brod, von Jugend auf, er war nach Brod von Natur aus kein Pessimist, als der er immer wieder hingestellt wird. Nun obliegt es uns allen, diesen Kampf fortzusetzen, Max Brod und Franz Kafka waren im höchsten Sinne einander würdig, das darf nie vergessen werden. — Inzwischen beschlossen der Rat der Jüdischen Gemeinden und die Prager Jüdische Gemeinde, das Andenken des in Prag geborenen Max Brod durch Errichtung einer Gedenkplatte zu ehren. Die Gedenktafel wurde an der Mauer des jüdischen Friedhofs in Prag III, unmittelbar gegenüber dem Grab Franz Kafkas angebracht, um auch so posthum die Verbundenheit der beiden Freunde zum Ausdruck zu bringen.

Vor allem hat der Tel-Aviver Verlag OLAMENU, Dr. Hugo Gold, aus Anlass des 85. Geburtstags von Max Brod (27.5.1969), der nun leider zum Gedenktag wurde, ein umfangreiches, sehr schön ausgestattetes Gedenkbuch herausgegeben mit zahlreichen Mitarbeitern aus dem In- und Ausland, von jüdischer und nichtjüdischer Seite.

Da klingt so vieles an, nicht zuletzt im Zusammenhang auch mit Brods Spätwerk „Der Prager Kreis", das die einstigen Prager Zeitgenossen aufs Neue ergriff.

Während Max Brod schon 1919 den tschechoslowakischen Staatspreis für seinen „Reubeni, Fürst der Juden" erhielt, zeichnete ihn die Stadt Tel-Aviv 1949 mit dem Bialik-Preis für „Galilei in Gefangenschaft" aus. Er war ausserdem — wie bekannt — Mitarbeiter der hebräischen Tageszeitung „Davar" und — last but not least — jahrzehntelang Musikkritiker der „Jedioth Chadaschoth", wo er seine unvergessliche Rubrik „Klang und Schatten" nannte.

Man müsste noch abschliessend sagen, dass Max Brod, zeitlebens ein selbstbewusster Jude und seit Staatsgründung ein treuer Israeli, den neuen Begriff der „Distanzliebe" in die Welt brachte, dass er — bahnbrechend für das Zueinanderfinden der Völker eintrat und — noch im hohen Alter Jahr um Jahr den europäi-

schen Kontinent bereiste, um dort in Wort und Schrift von neuem Israel zu künden, aber auch vom alten Prag! — Seinem letzten Werk, „Das Unzerstörbare", dem Brod einige Aphorismen von Kafka vorangestellt hat, entnehmen wir einen dieser Aussprüche, deren Geist auch im Interpreten Brod zeitlebens lebendig war: „Das Unzerstörbare ist eines; jeder einzelne Mensch ist es und gleichzeitig ist es allen gemeinsam, daher die beispiellos untrennbare Verbindung der Menschen." Wie viel Glauben *an die* und Liebe *zur* Menschheit, welch wunderbare Hoffnung auch in diesem Gefühl einer tiefen Verbundenheit!

Es ist unmöglich, alles zu würdigen, was Max Brod in seinem erfüllten Leben geleistet hat. Aber es muss nochmals gesagt werden, welcher Freund dieser Mensch den Menschen war; ein Humanist allerersten Ranges, ein Entdecker und Förderer der Talente, aber auch ein Freund selbst zu dem Einfachsten, mit dem er in Berührung kam. Nie wird diese Lücke ausgefüllt werden können, eine riesige Lesergemeinde trauert um Max Brod in Israel und in aller Welt.

Die fast faustisch anmutenden Verse, die er vor Jahren unter dem Titel „Einem toten Meister" zweifellos für Kafka niederschrieb, klingen nun wie Abschiedsworte an den greisen Dichter selbst:

„Du bist bei mir, verklärter Geist
Du durch die Welten reisend,
In allem Blute kreisend,
Auch mir die Wege weisend,
Mich wissend, wie Du alles weisst."

Ehre, Treue und Liebe seinem Andenken!

SOEBEN ERSCHIENEN

MAX BROD

(1884 - 1968)

Ein Gedenkbuch

Herausgegeben und redigiert von Hugo Gold

Bibliophile Ausgabe, numeriert und signiert vom Herausgeber, gedruckt auf Chromopapier und Luxuseinband, erschienen in einer einmaligen Auflage von 300 Exemplaren, 328 Seiten, 52 Illustrationen

DM 80.—

Normalausgabe, gedruckt auf Illustrationspapier und schwarzem Leinenband

DM 40.—

Edition „OLAMENU" Tel-Aviv, P.O.B. 3002 (Israel)

SOEBEN ERSCHIENEN

SIEGFRIED WEITZMANN

STUDIE ÜBER KAFKA

Mit einem Vorwort
von ROBERT WELTSCH

140 S., kartoniert, zweifarb. Schutzumschlag.

US$ 3.50, DM 14.—, IL 12.50

*

Bei keinem anderen Dichter hat man so wie bei Kafka den Eindruck des Ungewöhnlichen, ja Unvergleichbaren. Nicht weil seine Dichtungen etwas Einmaliges, aus sich selbst Gewachsenes darstellen — das haben sie mit jeder echten Kunst gemeinsam —, sondern weil sie ganz ausserhalb dessen, was sonst von Dichtern erdacht und gestaltet wurde, ich möchte sagen: in einer anderen Luftschicht stehen. Sie sind wirklich eine Welt für sich, aber darum auch schwerer zu erfassen und zu beurteilen. Denn so sehr den Leser die merkwürdige und merkwürdig eindringliche Atmosphäre dieser Welt gefangen nimmt, so sehr verwirrt ihn das Sonderbare und Geheimnisvolle, das ihr anhaftet; er spürt wohl ihren Zauberkreis, aber er gelangt nie ganz hinein und muss immer wieder einen neuen Zugang suchen.

Der Autor dieser Kafka-Studie versucht auf die meisten Fragen, die sich bei der Lektüre des Kafka'schen Werkes stellen, ausführliche Antwort zu geben. Er ermöglicht es zugleich, den Gehalt und den dichterischen Rang des einzelnen Werks zu bestimmen.

Somit liegt eine wichtige Kafka-Interpretation vor, die die Bewunderer des Dichters begeistern wird, sich aber an einen viel breiteren Leserkreis wendet.

Edition „OLAMENU" Tel-Aviv, P.O.B. 3002 (Israel)

Die Standardwerke der jüdischen Geschichte

von HUGO GOLD

DIE JUDEN UND JUDENGEMEINDEN MÄHRENS IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART

(Vergriffen)

★

DIE JUDEN UND JUDENGEMEINDE PRESSBURG IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART

(Vergriffen)

★

DIE JUDEN UND JUDENGEMEINDEN BÖHMENS IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART

(Vergriffen)

NOCH LIEFERBAR

GESCHICHTE DER JUDEN IN DER BUKOWINA I.

Grossoktavformat
180 Textseiten — 42 Bildertafeln — 239 Illustrationen
Ganzleinenband $ 20.— Luxusausgabe $ 35.—

★

GESCHICHTE DER JUDEN IN DER BUKOWINA II.

Grossoktavformat
232 Textseiten — 51 Bildertafeln — 457 Illustrationen
Ganzleinenband $ 20.— Luxusausgabe $ 35.—

Edition „OLAMENU" Tel-Aviv, P.O.B. 3002 (Israel)

Josef Stern (Haifa)

HERMANN LEVI UND SEINE JÜDISCHE WELT

Giessen ist eine kleine Stadt, die sich durch nichts Aussergewöhnliches auf der musikalischen Weltkarte hervornimmt. Ihre Bürger jedoch trieben von jeher ein reges Musikleben. Einer Liste aus dem Jahre 1907 zufolge bestanden dort ein Konzertverein, ein akademischer Gesangverein und die Kammermusik-Vereinigung, die sich zu einer Körperschaft zusammenschlossen, nachdem der Erstgenannte bereits 117 Jahre lang funktioniert hatte. Berühmte Künstler suchten die Stadt auf und fanden stets ein zahlreiches, verständiges, der Kunst hingegebenes und Leistungen forderndes Publikum. Die alte Universität wie auch die sich entwickelnde Industrie lockten viele Akademiker und Intelligenzler in die Stadt, und selbstredend war auch der Hausmusik ein gewichtigter Platz eingeräumt.

In einer derartigen kleinbürgerlichen Kultur-Atmosphäre im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts bildete das Heim der Familie Levi ein würdiges Zentrum. Zwar ist der Hausvater durch etwas ganz Anderes bekannt geworden — er war der Rabbiner von Giessen und seelischer Betreuer von vielen Tausenden oberhessischer Juden in kleinen Dörfern und Landflecken.

Dr. Levi, selbst Sohn eines Rabbiners aus dem napoleonschen Synhedrion, streckt seine Tätigkeit weit über die Grenzen seiner Provinz hinaus. Er war mitbemüht, dem deutschen Judentum ein angemessenes Gepräge angedeihen zu lassen und veröffentlichte diesbezüglich einige Artikel. Sein Bestreben war, den jüdischen Gedankengang und den religiösen Kult in der Synagoge zu liberalisieren. Insbesondere befürwortete er die ästhetische Ausschmückung des Gottesdienstes an Schabbat und Feiertagen und verfasste im Jahre 1833 eine Schrift, die viel von sich reden machte: „Beweis der Zulässigkeit des Choralgesangs mit Orgelbegleitung beim sabbatlichen Gottesdienst der Synagoge". Sein progressiver Geist kam auch zum Ausdruck, als er im Jahre 1844 in Friedberg eine Bar-Mitzwa-Feier für zwei taubstumme Kinder vollzog, darunter ein Mädchen, und dazu auch nichtjüdische Erzieher und Wohltäter der Kinder in die Synagoge lud. Sehr charakteristisch für Raw Levi war auch seine Stellungnahme während einer langhingezogenen Kontroverse bezüglich des „Gebetes für den Landesvater". Viele Stimmen wurden damals laut, dieses Gebet in der Landessprache, in Deutsch, zu beten. (Auch in anderen Ländern wurde dies ähnlich eingeführt.) Dieser Reform trat der Giessener Rabbiner sehr energisch entgegen, und betonte, — nicht ohne Beweisführung —, dass nur die hebräische Sprache diesem wichtigen Gebete seine ihm gebührende Heiligkeit, seine Existenzberechtigung unter den Gebeten und seine offizielle Einverleibung verleihe.

Ja, ein stolzer Jude war Rabbiner Levi, tiefdenkend und konsequent. Und bei all dem ein moderner Mensch, ein Mann der Gesellschaft und deren Tonangeber.

Seine Gattin Henrietta, geb. Mayer aus Mannheim, war es, die die musikalischen und allgemein-kulturellen Werte pflegte und förderte, und dies zusätzlich ihrer rabbinischen Frauenpflichten. Sie war eine ausgezeichnete Pianistin, und zweifelsohne wirkte ihre grosse Hingabe an die Schönen Künste wie eine anregende Herausforderung an den Ehrgeiz der jüdischen und der nichtjüdischen Mitbürger der Stadt, welche oft und gerne bei Levi's zu Gast waren.

In solch glücklicher, sorgenfreier Atmosphäre wurde Hermann Levi am 7. November 1839 geboren. Seine liebevolle Mutter förderte seine musikalische Ausbildung schon vom frühesten Kindesalter an, wie sie es auch bei ihren anderen Kindern hielt. Aber 1842 verschied Henrietta Levi, ohne zu ahnen, dass unter ihren Waisen ein Genie war.

Als der kleine Hermann erst sechs Jahre alt war, fand sein erstes öffentliches Konzert statt. Er spielte mit seinem älteren Bruder vierhändig ein Konzert von Hummel, und die Zuhörer applaudierten begeistert. Und ehe noch der Knabe sein Bar-Mitzwa-Alter erreichte, tat er etwas, was viele Juden der Stadt zur Auflehnung gegen sich und seinen Vater bewog: er begleitete die Gebete am Schabbat in der Synagoge mit seinem Orgelspiel! Dieser Orgel und anderer liberaler Einführungen wegen traten viele Familien aus der Gemeinde aus, um eine zweite Synagoge in der kleinen Stadt zu gründen, wo sie nach dem althergebrachten orthodoxen Ritus des Judentums beten und leben konnten..

Hermann Levi widmete sich mit grossem Fleiss seinen musikalischen und allgemeinen Studien. Zunächst wurde er zum Hofkapellmeister Vincenz Lachner nach Mannheim geschickt, dessen Bruder ein guter Freund Schuberts war. (Der Briefwechsel zwischen Lachner und Levi erschien später im Druck.) Als 15-jähriger ging er auf das berühmte Konservatorium zu Leipzig, damals eine der besten aller Musikschulen, zu dessen Lehrerstab berühmte Persönlichkeiten zählten.

1859 erhielt Hermann Levi in Saarbrücken seine erste Dirigentenstelle. Bis zum Ausgang des Jahrhunderts wirkte er in Opernhäusern, Theatern und Konzertsälen in Rotterdam, Karlsruhe und München, wo er zum General-Musikdirektor ernannt wurde. Auch die Londoner konnten sich seiner hohen Kunst erfreuen. Er war einer der allerersten „stilbildenden" Dirigenten.

Aber der Name Hermann Levis, des gefeierten jüdischen Musikers, ist vor allem mit dem Städtchen Bayreuth verbunden und

dem Hohepriester, der sich dort ein Heiligtum errichtet hatte: Richard Wagner.

Seinen Weg zu Wagner fand Levi über Brahms. Sie waren befreundet, und der ebenfalls im Druck erschienene Briefwechsel zwischen den Beiden bezeugt ein sehr sympathisches Verhältnis des Dirigenten zu dem überaus neuen Stil des Komponisten.

Die starke Woge jedoch, die von Bayreuth ausging, hat Levi mit sich gerissen, wie sie auch die Grössten unter den Musikern Europas hinein in ihren Strudel zog. Wagners neue Kunst war derart überwältigend, dass der Mann selbst, der sie schuf, im Getöse seiner Schöpfung zu verschwinden schien. Wer fragte denn noch nach Ehevergehen und unlauteren Aneignungen, wer noch interessierte sich für Beleidigungen oder Verleumdungen, wer diskutierte auch noch über politische und persönliche Intrigen dieses Riesenkünstlers, welcher nunmehr die Menschheit mit einer ungeahnten Vollkommenheit in der Kunst entzückte und diese in mystische Religiosität, in königlichen Prunk, in monumentale und grandiose Aufmachung zu kleiden wusste?!

Es verwundert die Tatsache, dass unter den Wagner-Anhängern viele Juden hervorstachen. Es verwundert diese Tatsache heutzutage, da die Musik und ihre Menschen hineingewirkt sind in das allumfassende Gewebe unseres Weltbildes nach einer Epoche von Greueln und Katastrophen. Gut verständlich jedoch ist diese Tatsache, wenn zurückgeführt in den zur Sprache stehenden Zeitabschnitt, da die Musik, wie denn jede andere Kunst, lediglich eine Frage von Gusto und Ästhetik darstellte.

Und darüber ist bereits viel Tinte vergossen worden.

Lassen wir nun einmal Hermann Levi als Juden vor unseren Augen erstehen. Wir wissen, dass er mit seinem Vater, dem Raw, und mit der Synagoge sehr eng verbunden war. Jede Woche sandte er einen inhaltsreichen Brief von seinem jeweiligen Wohnort nach Hause und liess den Vater an seinen Erlebnissen teilnehmen. Wenn der Rabbiner ihn gelegentlich besuchte, pflegte er ihn seinen imposanten Freunden vorzustellen; bei einer derartigen Gelegenheit unternahm es der Maler Franz von Lenbach, den Raw von Giessen in Lebensgrösse zu verewigen.

Das Ereignis in Levis Leben, das einen Höhepunkt bei Wagner darstellte und ein bedeutender Meilenstein in der Musikgeschichte werden sollte, war von einem aufregenden jüdischen Moment begleitet:

Wagner hatte Hermann Levi, den Juden, auserkoren, um die Uraufführung seiner letzten Oper, der christlichsten unter allen, zu leiten. Wagner, der den Juden jegliches Musikverständnis abgesprochen hatte! Wagner, dessen Opern allesamt bei ihren Premièren

missverstanden wurden, Fiaskos und Skandale auslösten, und der ein Leben lang einen durchschlagenden Erfolg erhoffte — er wollte den Juden für seinen Parsifal!

Und der Jude Hermann Levi lehnte ab.

Wohl hatte er von einem an Wagner gerichteten Brief erfahren, der die Warnung enthielt, das Werk nicht einem Juden zu überlassen. Unverzüglich verliess der Dirigent Bayreuth, wo er bereits die Vorbereitungen eingeleitet hatte, und teilte dem Komponisten seinem Rücktritt mit. Wagner eilte zum nächsten Postamt und kabelte: „Freund, Sie sind auf das ernstlichste ersucht, schnell zu uns zurückzukehren; es ist die Hauptsache, schön in sichere Ordnung zu bringen."

Hermann Levi jedoch beharrte auf seinem Beschluss, was Wagner bewog, ihm folgenden Tages (1.7.1881) zu schreiben:

„Lieber bester Freund! Alle Ihre Empfindungen in Ehren, so machen Sie doch sich und uns nichts leicht! Gerade dass Sie so düster in sich blicken, ist es, was uns im Verkehr mit Ihnen etwa beklemmen könnte! Wir sind ganz einstimmig, aller Welt diese Sch... zu erzählen, und dazu gehört, dass Sie nicht von uns fortlaufen, und folgends Unsinn vermuten lassen. Um Gottes Willen, kehren Sie sogleich um und lernen Sie uns ordentlich kennen. Verlieren Sie nichts von Ihrem Glauben, aber gewinnen Sie auch den starken Mut dazu!

Vielleicht — gibt's eine grosse Wendung für Ihr Leben — für alle Fälle aber — sind Sie mein Parsifal-Dirigent!

Nun, herauf, herauf!

Ihr

RW."

Und es gab eine grosse Wendung, als Hermann Levi nach Bayreuth zurückkehrte — und dies nicht nur für sein Leben. Der Erfolg der Première überstieg alle Erwartungen, und Richard Wagner wandelte erhobenen Gemüts wie ein Hohepriester in seinem Heiligtum. Nach der Vorstellung schritt er, seiner Sitte gemäss an der Spitze einer noblen und feierlichen Gesellschaft, auf den Bewirker dieses Wunders zu, den jüdischen Leviten zu beglückwünschen. Und da erwartete ihn eine Überraschung:

Hermann Levi hatte seinen alten Vater mitgebracht, den ehrwürdigen grossherzoglichen Provinzial-Rabbiner aus Giessen, und an seiner Seite empfing er die hehre, teutonisch-christliche Gesellschaft, die da kam, ihm zu danken. Wagner verstand diese Anspielung sehr wohl, drückte jedoch die Hände des Rabbiners mit grosser Herzlichkeit und nach einigen humorvoll hervorgebrachten Anstandsworten sagte er zu Dr. Levi: „Ihr Hermann müsste als mein alter ego eigentlich den Namen Wagner führen!"

Mit diesen Worten traf der Komponist das eigentliche Problem, das wie ein äusseres, allen sichtbares Aushängeschild die gespannte Situation verriet: der jüdische Name. Und wir haben sogar Anzeichen dafür, dass Hermann Levi seines hebräischen Namens wegen in ungünstigem Lichte zu stehen drohte, denn eine Anekdote ist uns erhalten, derzufolge sich der Dirigent in freundschaftlichem Gespräch mit einem bekannten Rabbiner über die Ungerechtigkeit der Welt beklagt, da es einem Raw doch nicht das Geringste antun würde, Levi zu heissen, s e i n e Position jedoch mit einem Namen wie Werner weitaus günstiger ausschauen würde...

Es fehlte nicht an Überzeugungskünsten und Drängen, ihn zur Änderung des jüdischen Namens zu bewegen; mit jüdischer Hartnäckigkeit blieb er fest, — im Gegensatz zu Anderen — und als Levi genoss er Gunst und Ehre der ganz Grossen. Der Kaiser liess sich in eine lange Unterredung mit ihm ein, der Grossherzog von Hessen spazierte mit ihm Arm in Arm, Bismarck lud ihn des Öfteren zu sich. Bei alldem aber vernachlässigte er nie seine herzlichen Beziehungen zur prosaischen Umwelt, erwarb sich neue Freunde allerorts und zeichnete sich besonders durch seine Hingabe für werdende Künstler aus. So, zum Beispiel, zögerte er nicht, das Werk eines 17-jährigen Knaben zu dirigieren, der sich im Komponieren versuchte und gerade eine Symphonie zustandegebracht hatte. Sein Name war Richard Strauss.

In einer Hinsicht war Wagners impulsiver Antisemitismus konsequent: wenn ein Jude angetan war, ihm und seinem Werke behilflich zu sein, dann ist er einwandfrei und unbedenklich, und die Regeln seiner berühmten Schrift treffen für ihn nicht zu. Die Anzahl — und die Gewichtigkeit — von Juden in seinem Leben war keineswegs geringfügig. Da waren Josef Rubinstein aus Russland und Heinrich Porges aus Prag. Karl Taussig von Warschau und Angelo Neumann mit seiner Wandertruppe, der junge Österreicher Felix Mottl und selbstredend Meyerbeer — allesamt Künstler ersten Ranges, denen einzig und allein ihre Kunst vordiktierte, was zu tun und was zu unterlassen. Und Wagner, der Komponist, war zweifelsohne ein sehr grosser Künstler.

Es ist beinahe natürlich, dass Richard Wagner auch versuchte, Hermann Levi vom Christentum zu überzeugen. Seine Bemühungen, seine Belästigungen, seine Aufdringlichkeit nahmen oft überhand, und Wagner der Mensch war sehr zügel- und taktlos! Mehrmals wohl gerieten die Beziehungen zwischen den Beiden ins Schwanken, doch immer wieder war es die Kunst, die die Verschiedentlichkeiten dieser Männer zu überbrücken vermochte.

Drei Monate nach dem Parsifal-Erfolg wiederholte Wagner in einem begeisterten Briefe die Phrase von seinem „alten ego" und überliess Levi weitgehende Vollmachten zu den musikalischen Vorbereitungen der Oper fürs nächste Jahr, inklusive Einstellung von Musikern nach eigenem Ermessen.

Das Europa des neunzehnten Jahrhunderts war mit jüdischen Musikanten gesegnet, doch nur wenige unter ihnen widmeten von ihrer Zeit und ihrem Wirken auch ihrem Judentum. Mit Hermann Levi wäre Meyerbeer zu nennen, der die Einweihung der Reform-Synagoge in Hamburg mit seiner Musik bedachte, und vielleicht auch der getaufte Anton Rubinstein, der die bekannte Maos-Melodie für seine „Makkabäer" verwendete. Kompositionen über Bibelthemen oder über Begebenheiten aus der Geschichte Israels sind als solche nicht als Zugehörigkeits-Demonstrationen zum Judentum anzusehen. *

So hat denn die hochgelobte Emanzipation in den Ländern der erlauchten Welt, zumindest was die Musiker anbetrifft, es nicht zuwege bringen können, das jüdische Gesicht des jüdischen Künstlers zu wahren. Der war vor allem Künstler, und seine Ideale waren diejenigen des freien Menschen innerhalb einer erleuchteten und progressiv denkenden Gesellschaft. Und auch Patriot war er. Ein jeder nach seinem jeweiligen Aufenthaltsort...

Wie anders dies Bild doch heute ist! Judenverfolgungen, Rückkehr nach Erez-Israel, Zionismus, jüdischer Kampf, der Staat Israel — und siehe, der jüdische Musiker erkannte von Neuem seinen Ausgangspunkt und kehrte in Ehren zu ihm zurück. Wer nicht einwandert, besucht Israel und wirkt in ihm und für es, als jüdischer Künstler. Und in ihrem Gefolge — Nichtjuden ohne Zahl.

Wie sonderbar unverständlich du uns heute vorkommst, neunzehntes Jahrhundert!

Hermann Levis Leben ist auch mit einer anderen bedeutenden Persönlichkeit verbunden. Professor Emanuel Kirschner ist der Welt besonders wegen seiner Forschungsarbeiten auf dem Gebiet der jüdischen Musik, der der Tempelepoche und des Mittelalters, bekannnt geworden. Er war Konzertsänger sowie Gesangslehrer an der berühmten Akademie für Tonkunst zu München. Doch in diese Stadt kam der junge Kirschner, um als Chasan angestellt zu werden. Wie es der Brauch war, musste er sich mit anderen Kandidaten messen, und als die Reihe an ihn kam, wandten sich die Gemeindevorstände an den Hofkapellmeister Levi mit der Bitte, die musikalischen Talente dieses Probechasans zu begutachten. Der Dirigent anwortete, dass er am kommenden Schabbat leider verhindert sei, in die Synagoge zu kommen, und lud daher den Kantor an einem Wochentage zu sich in die Wohnung. Kirschner war sich nicht ganz klar darüber, was wohl ein Hofkapellmeister von Chasanut verstehe — und unterliess es, irgendwelches Notenmaterial mit-

* Den Genannten weitere jüdische Namen hinzuzufügen (z.B. Simon Waley, Frumental Halévy), bedarf, der Extravaganz dieses Stoffes wegen, eines eigenen Studiums. Die jüdischen, folkloristischen Musiker Osteuropas sind bei dieser Betrachtung ausser Acht gelassen. Vgl. auch „Jews in Music" in Grove's Dictionery of Music and Musicians, 5th Ed., Vol. IV.

zubringen. Levi empfing ihn mit seiner bekannten Herzlichkeit, die sogleich alle Beklemmtheit aus seinem Herzen verscheuchte. Auf Levis Frage, was er ihm vorsingen wolle, antwortete der vielleicht durch diese Herzlichkeit etwas übermütig gewordene Kirschner: „Was Sie mir vorlegen."

Eine derartige Antwort aus dem Munde eines Probechasans verwunderte den erfahrenen Musiker sehr; er überreichte ihm einen dickleibigen Band mit Liedern, deren Vortrag grosses Können voraussetzt.

Und Kirschner sang.

Nach Beendigung der Prüfung sprang Levi vom Klavierstuhl auf und sagte leuchtenden Auges: „Ich werde es doch möglich zu machen suchen, Sie auch am Schabbat-Vormittag während des Gottesdienstes in der Synagoge zu hören."

Als der Kantor das Mussaf-Gebet beendet hatte und die Gemeinde im Begriffe war, die Synagoge zu verlassen, drängte Levi durch die versammelte Menge nach vorn und schüttelte Kirschner unter herzlichen Glückwünschen die Hand. Dieser demonstrative Vorgang trug sicherlich nicht wenig zur Wahl Emanuel Kirschners bei, der im Laufe der Jahre der Ober-Kantor von München wurde, und eine hervorragende Kapazität auf dem Gebiete der Chasanut. Sein vierbändiges Monumental-Werk „Tehillim l'El Chai", synagogale Gesänge für Chasan, Chor und Orgel, wird bis heute als ein Musterwerk seiner Art angesehen.

Bis an sein Lebensende blieb Hermann Levi ein Wohltäter und Förderer dieses grossen Chasans.

Weit ist der Weg vom Kischuf-Becher auf Montsalvat bis zum Kiddusch-Becher in München. Aber der Parsifal-Dirigent verfasste auch Chasanut. Ein „W'schamru" aus der Feder Hermann Levis wurde einem anderen Freunde, einem Kantor von Giessen, überlassen, welcher es an den grossen Chasanut-Sammler in Königsberg, Eduard Birnbaum, weitergab. Es ist anzunehmen, dass sich dieses Stück heute in Cincinnati befindet, da das dortige Hebrew College die gesamte Bibliothek Birnbaums während der deutschen Inflation aufkaufte. .

Und als in Mannheim eine neue Synagoge eingeweiht wurde, komponierte Hermann Levi feierliche Musik dazu.

Familienbande sind es, die uns in einen andern interessanten Bereich führen: Hermanns Schwester heiratete im Jahre 1858 einen jüdischen, französischen Offizier aus der Militär-Akademie zu St. Cyr. Dieser Soldat, der später Generalsrang erreichte, war 1870/71 in einem Lager bei Giessen in deutscher Kriegsgefangenschaft; allerlei Abenteuer-Geschichten werden aus dieser Zeit über ihn erzählt. Sein Name war Jules Moch. Er, wie auch sein Sohn Gaston, ebenfalls Offizier der französischen Armee, steuerten viel zur mili-

tärischen Doktrine seines Landes und zur dazugehörigen Spezial-Literatur bei. Einer schwer zu verifizierenden Quelle zufolge hat Gaston Moch im Dreyfuss-Prozess eine gewisse Rolle gespielt; und wenn dem so ist, hat diese Familie sehr nahe an der Wiege des Zionismus gestanden.

Die Bedeutung der grossen Dirigenten, die vor der Erfindung des Grammophons gelebt und gewirkt haben, ist für uns heute eigentlich nur lexikographisch-historisch. Im Falle Levi allerdings steht dies etwas anders. Vor allem versuchte er sich auch in der Literatur. Er übersetzte einige Libretti von Berliozschen und Chabrierschen Opern ins Deutsche und unterzog auch etliche Libretti zu Mozarts Opern einer Neubearbeitung. Sein grösseres schriftstellerisches Werk, „Gedanken aus Goethe's Werken", wurde posthum herausgegeben. Als Komponist allerdings ist er vollkommen in Vergessenheit geraten.

Die ganz besondere Bedeutung Hermann Levis für uns heute aber liegt in kurzen und trockenen Bemerkungen verschiedener Enzyklopädien über ihn. Dort heisst es: aus dem Judentum ausgetreten, oder gar: getauft.

Sollte dieser Rabbinerssohn wirklich in den Fusstapfen eines Hiller, eines Joachim oder Rubinstein gegangen sein? Benötigte er, nach all seinen Erfolgen, jenes berühmte Eintrittsbillet zur europäischen Kultur?

Es fällt uns schwer, dies zu glauben. Gewiss ist, dass das damalige gesellschaftliche Klima einen gewaltigen Einfluss auf die jüdische Intelligenz ausübte, dass Viele diesem Einfluss unterlagen, und dies nicht nur in Deutschland.

Mit grösserer Sicherheit ist wohl anzunehmen, dass Levi sein Judentum nicht verlassen und es keinesfalls mit einer anderen Konfession ersetzt hat, wenngleich er sich ihm in seinen letzten Jahren entfernte.

Drei Umstände charakterisieren die letzten Lebensjahre des grossen Dirigenten: eine schwere Krankheit, seine Heirat mit Frau Dr. Fiedler und sein Sich-Entfernen von lieben, ein Leben lang gepflogenen Werten, darunter die Anhänglichkeit zum Judentum.

Es ist schon möglich, dass eine liebende Gattin, eine Nichtjüdin (oder war s i e eine Getaufte?) das bei dem kranken, alternden Mann vermochte, was einem wütenden Wagner nie gelang. In der Heirats- und in der sehr bald darauf folgenden Sterbeurkunde ist der stets sein Judentum bejahende Rabbinerssohn mit „konfessionslos" bezeichnet. Es war dies höchstwahrscheinlich eine Konzession an die Gemahlin und mit keiner amtlichen Formalität verbunden, lebte doch der Vater noch, als Hermann diese Ehe einging. Eine Bestätigung für diese Annahme findet sich in dem

Organ der Körperschaft, die sich die Aufbewahrung der Geschichte der deutschen Juden zur Aufgabe gestellt hat, im „Yearbook of the Leo Baeck Institute". Im Band für das Jahr 1964 lesen wir aus der Feder eines in diese Materie Eingeweihten, dass Hermann Levi, allenfalls formal, stets Jude blieb.

Weit weg vom Getöse der grossen Welt versuchte seine Gattin, das Leiden seiner letzten Tage zu mildern. Hermann Levi verschied am 13. Mai 1900.

Unserer Generation ist, wie kaum einer vor uns, ein ganz besonderes Urteilsvermögen beschieden worden: wir können zurückblicken in Liebe auf unsere Geschichte und verzeihend all denen zurufen, die uns verliessen und fremden Götzen nachjagten: ihr gehört zu uns! Juden seit ihr allesamt! Eure Fluchtversuche haben euch nichts genützt, denn da war jemand, der euch zu ewigem Judentum verurteilt hat!

Hermann Levi, so versteht sich nun, hat einen derart dramatischen Zuruf nicht nötig. In seinem vielfältigen Leben stand er seinen Belästigern fest gegenüber, wie er Riesenorchestern fest gegenüberstand; beide bewältigte er mit demselben Enthusiasmus. Wir aber, in deren Augen ein Dirigent aus dem neunzehnten Jahrhundert ja nur eine lexikographisch-historische Gestalt zu bedeuten vermag, wir stellen endgültig fest: Hermann Levi — ein Jude.

Inmitten eines grossen, grünen Parkes zu Partenkirchen, am Fusse der Alpen, liegt ein einsames Grab.

Einst stand über ihm ein prächtiges Mausoleum zum Gedächtnis an einen grossen Mann. Die Nazis zerstörten es.

Dort ruht Hermann Levi.

BIBLIOGRAPHIE

Levi, B. הנותן תשועה **In** Wissenschaftliche Zeitschrift f. jüdische Theologie, Bd. 2, 1836.

Lippe, Ch. D. Bibliographisches Lexicon, אוסף המזכיר, Wien, 1879. (p. 277, Levi, B.)

Wegweiser durch die Universitätsstadt Giessen. E. Roth Verlag, Giessen, 1907.

Marx, Josef Erinnerungen an H. L. **In** Mitteilungsblatt d. Landesverbandes d. israelitischen Religionsgemeinden Hessens, Mainz, 5. Jg., 1930.

Seelig, Die Konfirmation zweier taubstummer Geschwister. ibid.

Kobler, F. (Ed.) Juden und Judentum in deutschen Briefen aus drei Jahrhunderten. Saturn Verlag, Wien, 1935.

Cahnman, W. J. The Life of Clementine Kraemer. **In** Yearbook Leo Baeck Institute, Vol. IX, 1964.

Herzstein, R. E. Richard Wagner at the Crossroads of German Antisemitism. **In** Zeitschrift für d. Geschichte d. Juden, Tel Aviv, IV, 1967.

SCHRIFTENREIHE DES

ZWI PEREZ CHAJES INSTITUTES

SOEBEN ERSCHIENEN

Prof. Dr. HARRY ZOHN

ÖSTERREICHISCHE JUDEN IN DER LITERATUR

Ein bio-bibliographisches Lexikon — Kart. $ 3.50

IN VORBEREITUNG

HUGO GOLD

ZWI PEREZ CHAJES

Unbekannte Dokumente aus dem Leben und Wirken des Oberrabbiners von Wien (1902–1927)

Kart. $ 4.–

Dr. WOLFGANG von WEISL

DIE JUDEN IN DER ARMEE ÖSTERREICH-UNGARNS

Kart. $ 4.–

HUGO GOLD

ÖSTERREICHISCHE JUDEN IN DER WELT

Ein bio-bibliographisches Lexikon — Kart. $ 5.—

Edition „OLAMENU" Tel-Aviv, P.O.B. 3002 (Israel)

Dr. H. JACOBI (London)

NOSTRADAMUS

In Memoriam Dr. Siegfried Braun

Das Leben und die Schriften von Nostradamus haben in neuerer Zeit das ernsthafte Interesse von zahlreichen Wissenschaftlern und Schriftstellern gefunden, und selbst die entschiedensten Zweifler vermögen heute nicht mehr Werk und Wirken des Nostradamus als Machenschaften eines Scharlatans abzutun. Nostradamus wurde am 14. Dezember 1503 in Südfrankreich geboren, als Sohn des jüdischen Arztes Pierre de Nostradame und seiner Gattin Renéé, einer Tochter des berühmten Arztes Jacques Jean de Saint-Remy. Bereits im Jahre 1488 war der Erlass Charles VIII. ergangen, demzufolge Juden zwischen Taufe und dem Verlust ihres Vermögens zu wählen hatten. Um in verhältnismässiger Sicherheit leben zu können, folgten die Eltern des Nostradamus dem Beispiel der meisten provenzalischen Juden jener Zeit und nahmen die Taufe an. Es ist bezeichnend, dass sie ihren Sohn nach dem Erzengel „Michael" tauften, da dieser Name sowohl für die christliche als auch die jüdische Gemeinde annehmbar war. Obwohl damals die getauften Juden sich äusserlich zum Christentum bekannten, blieb ihr intimer gesellschaftlicher Verkehr innerhalb der jüdischen Gemeinschaft, und die jüdische Kultur und jüdisches Gedankengut wurden von ihnen im Geheimen weiter gepflegt und überliefert. Man kann die Persönlichkeit des Nostradamus nicht im Wesentlichen erfassen, ohne ihn in Beziehung zu seinem jüdischen Hintergrund zu sehen. Nostradamus wurde Arzt wie sein Vater und Schwiegervater. Er beendete seine Studien mit den höchsten akademischen Graden seiner Zeit und machte sich als Arzt von Königen und Fürsten einen grossen Namen. Es ging ihm ein grosser Ruf als ein aufopfernder und erfolgreicher Bekämpfer der Pest voraus. Wo immer diese Plage wütete, bemühte man sich um seinen Beistand. Obwohl er ein besonderes Desinfektionsmittel erfunden hatte, ist der persönliche Mut, mit dem er sich der Ansteckung aussetzte, bewundernswert, zumal er Frau und Kind als Opfer der Pest verloren hatte. Der Umstand, dass er sich auch für die Herstellung von Schönheitssalben, die von Katharine von Medici benutzt und deshalb Mode wurden, interessierte, kann von seinen Leistungen und der ernsthaften Ausübung seines ärztlichen Berufes nicht ablenken. Seine Bedeutung als Arzt ist jedoch heute nur insoweit interessant, als sie seinen Charakter beleuchtet. Es ist der „Prophet" Nostradamus, der uns heute vornehmlich interessiert. Es ist bekannt, dass er lange Zeit in jüdischen Kreisen zubrachte, die sich mit der Kabbala und mystischen Zusammenhängen befassten. *Schalscheleth Hakabbalah,* Kette der Tradition, ist eine typisch jüdische Schöpfung, die bereits in früher jüdischer

Geschichte einen wichtigen Platz einnahm. Bereits zu Lebzeiten des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus befand sie sich im Besitze der Essener Schriften, die eine alte und fortgesetzte kabbalistische Überlieferung bewiesen. Wir wissen, wie später die Gnostiker kabbalistische Erfahrungen mit christlicher Mystik verflechten wollten, und dass die Kirche nicht nur die Gnostiker, sondern jede Kundgebung, die Elemente kabbalistischer oder ihr verwandter Mystik enthielt, aufs schärfste anfeindete. Die Folge war, dass die schriftliche Überlieferung der Kabbala unterdrückt oder in versteckten und obskuren Symbolen verkleidet, wenn auch von den unterdrückten Juden mündlich in vorsichtiger Weise weiter überliefert wurde. Von der mündlichen Überlieferung ging naturgemäss in den Zeiten der Aufklärung viel verloren, sodass die heutige Forschung grosse Schwierigkeiten hat, den Schlüssel zu den absichtlich dunklen Symbolen geretteter Quellen zu finden. Eines steht fest, nach dem Zeitalter des Rationalismus versuchen wir heute die wirkliche Macht symbolischer Gesten, zwingender Beschwörungen und anderer Mittel wieder zu entdecken, die das Bewusste ausschalten und uns in das Bereich des Unbewussten, der „Anima Mundi" weisen sollen. Die moderne Psychologie, besonders vertreten durch den führenden Schweizer Professor Carl G. Jung, erwartet von der Auswertung der Kabbala und Alchemie und Magik früherer Zeiten Erkenntnismittel, die uns verloren gingen und uns für die moderne psychologische Wissenschaft und Heilkunde von erheblicher Bedeutung sein können. Fraglos war Nostradamus im Besitze solcher magischen Kenntnisse. Seine Wissenschaft, die die Sternenkunde umschloss — Astronomie und Astrologie waren damals wissenschaftlich wenig differenziert — war mehr als Sternenkunde. Seine Prophezeiungen betreffen zukünftige Namen und Einzelheiten, die die Astrologie nie berechnen konnte. Man muss annehmen, dass sich Nostradamus in visionäre Zustände versetzen konnte. Über seine Gesichte in solchen Zuständen machte er sofort Aufzeichnungen und verarbeitete sie später in Verse nach dem Vorbild der delphischen Orakel. Zweifellos war ihm auch eine starke Intuition angeboren. Er hatte das „zweite Gesicht". Es wird von ihm berichtet, dass er auf einer italienischen Reise einem jungen, unbekannten Mönch namens Felix Peretti begegnete. Nostradamus kniete vor ihm nieder und bemerkte, er knie vor seiner „Heiligkeit". Der Mönch war der spätere Papst Sixtus V. Der Skeptiker wird über solche Berichte die Achseln zucken, und es gäbe kaum eine ernsthafte Forschung um Nostradamus, wenn wir nicht aus seiner eigenen Feder seine Vierzeiler über die „Jahrhunderte" vorliegen hätten, die erstaunliche Voraussagen enthalten. Wichtig ist, dass Nostradamus schon zu seinen Lebzeiten von den Zeitgenossen als Prophet gewürdigt wurde. Massgebend jedoch ist, dass der grösste Teil der „Jahrhunderte" bereits im Jahre 1555 in Druck erschien, d.h. lange Zeit vor den prophezeiten Ereignissen. Die Echtheit der ersten Aus-

gaben, die sich in anerkannten öffentlichen Sammlungen befinden, ist von allen Buchsachverständigen anerkannt. Wir befinden uns daher bibliographisch auf sicherem Grunde. Allerdings wird manchen Kommentatoren vorgeworfen, dass sie bei der Auslegung vieler Stellen zuviel Erfindergabe gezeigt hätten, um mit dem Wissen nach dem Ereignis dessen Voraussage zu bestätigen. Eine Kommentierung der Aussagen des Nostradamus kann naturgemäss nicht vermieden werden, da dieser zu seinem Schutze sich geschickter Wortspiele, Symbole und Anagramme bediente. Als Beispiel für offensichtliche Anagramme diene folgende Gegenüberstellung: Dinebro für Edinbro, Eiovas für Savoie, Rapis für Paris. Wenn auch oft eine übertriebene Phantasie der Kommentatoren eingestanden werden muss, so bleibt doch eine Fülle von Voraussagen, die besonders gegenständlich und ins Einzelne gehend sind, und deren Bestätigung in der Wirklichkeit kaum zu leugnen ist. So z.B. die genaue Voraussage der nächtlichen Flucht des „gewählten Capet" und seiner Königin nach Varennes, die Sturm, Feuer, Blut und Tranchierung zur Folge haben wird. Tatsächlich war Ludwig XVI. der erste französische König, der nicht nach göttlichem Recht auf den Thron kam, sondern von der Konstituierenden Versammlung gewählt wurde. Tatsächlich kam er auf seinem Fluchtversuch nur bis Varennes. Tatsächlich entschied diese Flucht sein Schicksal und führte zur Tranchierung, nämlich zur Enthauptung durch die Guillotine. Selbst die graue Kleidung des Königs und die weisse der Königin auf dieser Flucht wurde von Nostradamus, wie wir heute wissen, zutreffend vorausgesagt. Nostradamus beschreibt auch das spätere Schicksal des englischen Königs Charles I. mit erstaunlicher Gegenständlichkeit im folgenden Satz: „Senat de Londres mettront à mort leur roi". Sogar die extremen Kritiker des Nostradamus gestehen ein, dass er die französische Revolution zeitlich und geschichtlich zutreffend und das Schicksal und die Erscheinung Napoleons richtig voraussagte. Wenn er zukünftige Namen nennt, die es zu seinen Lebzeiten noch nicht gab, so sind diese oft ungenau, aber in Schrift und Klang erstaunlich nahe der Wirklichkeit erfühlt und erschaut. Er braucht z.B. das Wort „Taurer" in der Bedeutung des später aufkommenden Begriffes „Tory". Man nimmt vielfach an, dass das Wort „Tory" aus dem hebräischen „Tauroh", Gesetzeslehre, hergeleitet wurde. Es spricht auch viel dafür, dass er das Auftreten Hitlers voraussah, auf den er in mehreren Vierzeilern als „Hister" anspielt.

Folgender Auszug diene als Beispiel:

„Bestien wild von Hunger werden die Ströme zittern machen,
Ein immer grösseres Gebiet wird Hister besetzen,
Die Jugend Deutschlands wird nichts mehr achten."

Eine andere Stelle, die sich auf Deutschland bezieht, heisst:

„Die neue Ordnung (nouvelle loi) wird neues
Gebiet bis nach Syrien, Judäa und Palästina
hin besetzen,
das grosse barbarische Reich wird zusammenbrechen."

Es scheint, dass Nostradamus mit dem ersten Zerstörer und Antichrist Napoleon I., mit dem zweiten Hitler meint. Wer ist der dritte Antichrist, von dem er sagt:

„Der dritte Antrichrist wird bald vernichtet sein,
der blutige Krieg wird 27 Jahre dauern.
Die Ketzer werden erschlagen, gefangen oder vertrieben werden,
Blut, Leichen, rotes Wasser werden auf die Erde hageln."

Die Zeit solchen Geschehens scheint in folgenden Zeilen festgelegt zu sein:

„Im Jahre 1999 und sieben Monate danach wird vom
Himmel der grosse König des Terrors kommen."

Man soll diese Meldungen nicht lachend beiseite schieben. Es lässt sich nicht die Auffassung vertreten, dass Nostradamus so viele Vierzeilen schrieb, dass es kein Wunder nimmt, wenn er manchmal zufällig das Richtige prophezeite. Um Nostradamus nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung abtun zu können, müssten uns nicht 1000 Vierzeiler, sondern 1000 Mal so viele vorliegen. Die ernste Erwägung erlaubt nur einen Schluss: Nostradamus hatte die Gabe, die Zukunft häufig vorauszusehen, und zwar oft mit erstaunlicher ins Einzelne gehender Genauigkeit. Fraglos hat Goethe, der Nostradamus in seinem Faust erwähnt, dessen Werk mit Interesse und Sorgfalt studiert und wurde durch den visionären Vierzeiler über die Geldinflation zu deren Verwertung im Faust angeregt. Wenn Nostradamus auch kein Prophet im religiösen Sinne war, so darf man doch zu behaupten wagen: Er war ein wahrhafter Seher.

Literatur:

„The complete prophecies of Nostradamus"; translated, edited and interpreted by Henry C. Roberts, 2nd ed. New York, „Nostradamus" (1949).

Carl G. Jung: „Collected Works", vol. 12, Psychology and alchemy, and vol. 13, Alchemical studies, published by Routledge and Kegan Paul.

Boswell (R.) „Nostradamus speaks", New York, Crowell, 1942.

Woolf (H. I.) „Nostradamus, his life and prophecies", London, Resurgam Books, 1944.

J. Raphael (Ramat Gan)

DIE ZEITSCHRIFT DES DR. LEOPOLD ZUNZ

Die Berliner jüdischen Intellektuellen, die vor 150 Jahren im Herbst 1819, den „Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden" inaugurierten, entschlossen sich, drei Jahre später im Rahmen der Bestrebungen ihrer Gruppe ein Journal herauszubringen unter dem Titel „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums". Es war ein couragiertes, wenn auch kurzlebiges Unternehmen. Die Zeitschrift erschien in Oktavformat, wie die Frontseite besagt „in Commission der Schlesingerschen Buch- und Musik-Handlung", redigiert von Dr. Zunz, und die ersten beiden Nummern noch 1822. Ein Jahr darauf lagen als „erster Jahrgang" Heft 1 bis 3 vor, und zwar ein geschlossener Band mit durchgehender Seitenzählung von Seite 1 bis 539. Auf das Einzelheft entfallen somit jeweils etwa 200 Seiten. Zu einem zweiten Jahrgang dieser Zeitschrift ist es nicht gekommen.[1]

Obwohl in der vorliegenden Abhandlung die Geschichte des Vereins selber und die verschiedenen Motive, die zu seiner Entstehung führten, nur gestreift werden können, muss von den drei jungen Juden, die das Vereinsstatut formulierten, gesagt werden, dass sie nicht nur ungefähr gleichaltrig waren, sondern auch ungefähr von den gleichen Ideen ausgingen: der 23-jährige gebildete Buchhalter Moses Moser,[2] der im Bankgeschäft von Moses Friedländer arbeitete, der 1798 geborene Eduard Gans, fanatischer Hegelianer und Student der Jurisprudenz,[3] und der angehende Gelehrte, Prediger Leopold Zunz, damals 25 Jahre alt und an der Sache der Zeitschrift besonders interessiert. Von ihm rührte schliesslich auch der Beschluss her, den Begriff der „Wissenschaft vom Judentum" in den Vereinsnamen hineinzunehmen.[4]

Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass die Initiatoren der Vereinsgründung, die Verfasser des Arbeitsprogramms und die Mitarbeiter an der Zeitschrift keineswegs die Absicht hatten, Instrumente zur Liquidation des Judentums zu schaffen,[5] auch nicht — wie es in jener Epoche bereits mehrfach versucht worden war — mit einer Art Klub zur Pflege jüdischer Geselligkeit, bezw. zu gegenseitiger Unterstützung aufzuwarten.[6] Ihr Manifest vom 17. November 1819 besass eine durchaus ernsthafte Substanz und war in den Details seiner Bildungsziele, was die jüdischen Aufgaben und Hoffnungen betraf, nicht weniger optimistisch als zahlreiche, von späteren Organisationen propagierte Intentionen, die unter weitaus günstigeren Vorzeichen und Umständen starteten. Aber auch sie sind am Ende — ähnlich diesem ersten „Verein" — bloss als Episoden auf der Hauptstrasse jüdisch-geschichtlicher, zwangsläufiger Entwicklungen zu registrieren.

In Berlin schlossen sich etwa 50 Juden dem Verein an, darunter der Prediger Dr. Isaak Lewin Auerbach (1791—1853),[7] der Publizist Joseph Lehmann (1801—1873),[8] Julius Rubo (1794—1866), der später Syndicus der Berliner Gemeinde wurde,[9] und Ludwig Markus (1798—1843), von dem noch später die Rede sein wird. Heinrich Heines Aufnahme in den Verein wurde von Gans am 4. August 1822 beantragt. Von den älteren Vereinsmitgliedern taten sich hervor die aus der Mendelssohn-Generation kommenden David Friedländer (1750—1834) [10] und Lazarus Bendavid (1762—1832). In der Provinz war das Interesse für den Verein nur sehr gering.[11] Aber eine in Hamburg am 18. Juli 1822 zustande gekommene Filiale zählte 20 Mitglieder. Ihr gehörten u.a. an die Prediger des neuen Tempels, Dr. Kley und Dr. Gotthold Salomon, sowie Lehrer Immanuel Wohlwill (1799—1847) und der in der Hamburger Kehilla aktive Maimon Fränkel (1788—1848).[12] Aus den Reihen der Vereinsangehörigen erhielt die Zeitschrift ihre prominentesten Mitarbeiter und Förderer. Ihre Zahl ist allerdings nicht gross und daher überschaubar.[13]

Wie bereits eingangs gesagt, übernahm Leopold Zunz das Amt des Redakteurs. Sein erster Aufsatz für die Zeitschrift trug die Überschrift „Salomon ben Isak, genannt Raschi". Eine andere publizierte Abhandlung hatte zum Thema „Grundzüge zu einer künftigen Statistik der Juden".[14] Auf Seiten 25 bis 67 und 231 bis 276 des ersten Bandes der Zeitschrift finden sich längere Ausführungen von Eduard Gans über „Gesetzgebung über Juden in Rom, nach den Quellen des Römischen Rechts dargestellt.". Gans schrieb ferner „Vorlesungen über die Geschichte der Juden im Norden Europas und in den slawischen Ländern" (Seiten 95—113) und schliesslich behandelte er ein Gebiet, das ihm ganz besonders lag: „Die Grundzüge des mosaisch-talmudischen Erbrechts" (auf Seiten 419—471). Bekanntlich erschienen (1825—1845) die vier Bände seines Hauptwerks „Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwicklung", nachdem er — frisch getauft — 1825 sich in Berlin die ersehnte Professur erobert hatte.[15] Auch die beiden, aus der älteren Generation stammenden Vereinsmitglieder wurden als Mitarbeiter gewonnen. So schrieb z.B. David Friedländer (auf Seiten 68—94) ein Essay „Briefe über das Lesen der heiligen Schriften, nebst einer Übersetzung des 6. und 7. Kapitels des Micha". Lazarus Bendavid veröffentlichte eine Arbeit „Messiasglauben bei den Juden" (Seite 107—230), sowie einen bibelkritischen Artikel „Über geschriebenes und mündliches Gesetz" (Seite 472—500), in welchem er nachzuweisen sucht, dass der Pentateuch auf mündlicher Überlieferung beruhe und „nicht von Moses verfasst" sei.[16]

Einen grundlegend einleitenden Beitrag lieferte Immanuel Wohlwill, „Über den Begriff einer Wissenschaft des Judentums". Der Verfasser war später Leiter der Jacobsonschen Schule zu Seesen,

der er einst selber als Schüler angehört hatte. Ausser den hier aufgeführten grösseren Aufsätzen brachte die Zeitschrift einige gelegentliche Rezensionen, eine davon mit „r" (zweifellos von Moses Moser), eine zweite mit „o" (Wohlwill) gezeichnet, und eine dritte anonyme Besprechung. Leitartikel in dem Sinn, dass sie innerhalb der Hefte speziell hervortraten, gab es nicht. Hervorzuheben aber ist noch der genialste und bedeutendste Mitarbeiter im Berliner Kreis der Zeitschrift: Ludwig Markus (Louis Marcus), bescheiden in seinem Auftreten und Leben, ein Gelehrter mit umfassendem Wissen, Historiker, Orientalist, Philosoph, eines der wertvollsten Mitglieder des Vereins. Auf Seite 401—418 der Zeitschrift erschien sein Artikel „Über die Naturseite des jüdischen Staates". Ihn beschäftigte die Geschichte Palästinas. In seinen Werken zur Geschichte der Vandalen (1836), über die alte Geographie der nordafrikanischen Staaten und in den dazugehörigen Noten und Ergänzungen, sämtlich in einem attraktiven Stil geschrieben, hat er eine ungeheure Summe von durchgreifender Gelehrsamkeit zusammengetragen. Sein Hauptwerk über „Fremde Niederlassungen in Abessinien und Schinar vom 7. Jahrhundert v.Chr. bis zum 4. Jahrhundert n.Chr." ist eng verbunden mit seinen Untersuchungen über das Leben der Falaschas. Gerade diesem Problem hat er, lange bevor sich die offiziellen jüdischen Gremien darum kümmerten, seine Aufmerksamkeit gewidmet. Er hat ein umfangreiches Manuskript über Abessinien hinterlassen. Bisher ist es leider nicht gelungen, das weitere Schicksal dieses Manuskripts ausfindig zu machen. Markus war der einzige, der dem „Verein" treu geblieben war, lange nachdem die Koryphäen sich irgendwo — so oder so — in der „neuen Zeit" eingerichtet hatten. In Paris ist er arm und verlassen 1843 gestorben.[17]

An der Ausgestaltung der Zeitschrift beteiligten sich nicht alle literarisch talentierten Anhänger des Vereins. Einer, der dabei abseits stand, war der junge, inzwischen berühmt gewordene Heinrich Heine. Er ersetzte seine schriftstellerische Mitarbeit durch heftige Kritik, rügte die „verwahrloste Form" der Zeitschrift und den „korrupten Stil" der abgedruckten Artikel.[18] Am 27. Juni 1823 schreibt er u.a. an den Redakteur Zunz: „...der grösste Teil, ja drei Viertel des dritten Heftes ist ungeniessbar... Ich habe alle Sorten Deutsch studiert, ...aber unser Zeitschriftdeutsch macht mir die meisten Schwierigkeiten... Bendavid ist klar, aber was er schreibt, passt weder für die Zeit, noch für die Zeitschrift. Das sind Aufsätze, die anno 1786 im theologischen Journal passend gewesen wären..." Und schlägt vor: „Dringen Sie doch bei den Mitarbeitern der Zeitschrift auf Kultur des Stils. Ohne diese kann die andere Kultur nicht gefördert werden." Schliesslich sagt Heine gar, er „möchte einen eigenen Aufsatz schreiben unter der Überschrift »Die Naturseite der Zeitschrift«"[19] — natürlich eine typisch Heinesche Stichelei, an die Adresse von Ludwig Markus

gerichtet, von dem soeben die bereits oben erwähnte Studie „Die Naturseite des jüdischen Staates" erschienen war. Heine hat indessen seinen angedrohten Artikel nie geschrieben. Zweifellos wäre es interessant, der Frage nachzugehen, warum der allgemein anerkannte und an manchen anderen Journalen aktiv mitarbeitende Poet nun wirklich die eigene Zeitschrift gewissermassen boykottierte. Auch von den jüdischen Eindrücken seiner im Herbst 1822 in Polen unternommenen Reise stellte er seinem Freund Zunz keinen Bericht zur Verfügung. Andererseits ist nicht zu bestreiten, dass Heine — ausserhalb der Zeitschrift — durch Vorträge und Kurse, wie Joseph Lehmann erzählt,[20] ein ungemein tätiges Mitglied des Vereins war, und noch viele Jahre später erinnerte er sich gern der alten Freunde, insbesonders in seinen Korrespondenzen mit Moser.

Ein anderer, der sich strikt von jeglicher Verbindung mit der Zeitschrift fernhielt, war der mit Zunz persönlich befreundete Historiker Isaak Markus Jost (1793—1860). Auch er gefiel sich in zynischer Kritik der in den Reihen des Vereins sich abmühenden „dünkelhaften jungen Leute".[21]

Hinzu kamen die generell herrschende Indifferenz seitens der jüdischen Glaubensgenossen, die Ignoranz in Dingen, die das Judentum betrafen, sowie das kleinliche Misstrauen, mit dem die berufenen Leiter der Gemeinden, mit Einschluss der meisten Rabbiner und Lehrer, ihr Beiseitestehen entschuldigten. Von jüdischen Philanthropen, die bei allen möglichen Angelegenheiten, oft auch unaufgefordert, zur Stelle waren, hatte die Zunzsche Zeitschrift kaum etwas zu erwarten. Alles, was im Bereich jüdisch-geistiger Überlegungen und Äusserungen „neuartig" aussah, schien von vornherein verdächtig und war verpönt. Das recht minimale Quantum, das vielleicht als zeitgenössische jüdische Presseorgane gelten mochte, hüllte sich in ein nicht gerade vorbildliches Schweigen.[22] Die Herausgeber der Zeitschrift sahen im Mai 1823 die Krise nahen. Sie wandten sich mit einem dringenden Appell um mehr Interesse an die jüdische Öffentlichkeit. Die Öffentlichkeit aber war nicht vorhanden, und der Ruf verhallte ungehört.

Noch existierte der Verein. Im Herbst 1823 klagte Zunz über den einsetzenden Niedergang. Im Sommer des darauf folgenden Jahres, als das wenig rühmliche Ende vor der Tür stand, schrieb Zunz an Immanuel Wohlwill nach Hamburg: „...Die eigene Wissenschaft ist unter den deutschen Juden erstorben, und für die europäische haben sie deswegen keinen Sinn, weil sie selber untreu, der Idee entfremdet, und die Sklaven blossen Eigennutzes geworden sind. Dieses Gepräge ihres jämmerlichen Zustandes tragen denn auch ihre Skribenten, Prediger, Konsistorialräte, Gemeindeverfassungen, Parnassim, Titel, Zusammenkünfte, Einrichtungen,

Subscriptionen, ihre Literatur, ihr Buchhandel, ihre Repräsentation, und ihr Glück und Unglück. Keine Institution, kein Herz und kein Sinn! Alles ist ein Brei von Beten, Mark Banco, Rachmones, nebst Brocken von Aufklärung und Chilluk! Nach diesem grausigen Umriss des Judentums, verlangen Sie wohl keine Erklärung, warum der Verein samt seiner Zeitschrift einschlafen..." [23] Wohl selten ist die jüdische Situation jener konfusen Epoche drastischer und besser dargestellt worden.

Eine Abschiedszeremonie fand nicht statt. Die Arbeit der Zeitschrift und des Vereins war gescheitert. War sie wirklich gescheitert? Die jungen Enthusiasten waren gezwungen, durch ihre eigenen Erfahrungen zu gehen. So wie eben seither jede jüdische Generation mit ihren eigenen Erfahrungen hat fertig werden müssen.

ANMERKUNGEN

1 Die Mitteilung dieser Angaben verdanke ich der Stadt- und Universitäts-Bibliothek Frankfurt am Main.

2 Siehe: H. Strodtmann, Heinrich Heines Leben und Werke, 1. Band, Berlin 1873.

3 Siehe: H. G. Reissner, Eduard Gans, ein Leben im Vormärz, Tübingen, 1965.

4 Aus der umfangreichen Literatur über Zunz und den Verein: L. Wallach, Liberty and Letters, the Thoughts of Leopold Zunz, London 1959.
Nahum N. Glatzer, Leopold Zunz, Jude — Deutscher — Europäer, Tübingen 1959.
S.Baruch, Leopold Zunz — Humanist, in „Menorah" S. 216 ff. 1923
Ismar Elbogen, Ein Jahrhundert Wissenschaft des Judentums, Berlin 1922.
David Kaufmann, Gesammelte Schriften, 1. Band, Frankfurt am Main, 1908.
Siehe ferner: Schneur Salman Rubaschow (Präsident Salman Schasar) Aufsatz in zionistischer Studentenzeitschrift „Der jüdische Wille", 1. Band, Berlin 1918.

5 „Das kühne Geschlecht wollte Judentum und Assimilation vereinen." (Max Brod in „Der Prager Kreis", S. 40, Stuttgart/Berlin 1966).

6 In Breslau gab es seit 1780 die „Gesellschaft der Brüder" (für Aufklärung und Humanität), in Berlin seit 1792 die „Gesellschaft der Freunde" (für „Hilfe in Not und Krankheit"). David Friedländer schuf 1787 die Berliner „Gesellschaft für Beförderung des Guten und Edlen".

7 Über „das idealische Auerbachtum" berichtete Heine an Wohlwill am 1. April 1823.

8 Lehmann, der 1832 das „Magazin für die Literatur des Auslands" begründete, blieb in freundschaftlichem Kontakt mit seinen aus Glogau (Schlesien) stammenden, berühmten Landsleuten, u.a. mit dem Orientalisten Salomon Munk (1803—1867), der übrigens sich an den Unterrichtskursen des Vereins in Berlin betätigte. (Hierzu H. H. Houben, Gespräche mit Heine, S. 44, Frankfurt a.M. 1926)

9 Verfasser einer Schrift „Die Rechtsverhältnisse der jüdischen Gemeinden" (1844).

10 Seidenfabrikant Friedländer, intimer Freund Mendelssohns und ein radikaler Reformer. Isaak Noa Mannheimer, Prediger in Wien, nennt ihn „eigensinnig, leidenschaftlich, halb meschugge, weiss nicht, was er will usw." (Siehe: „Zur jüd. Geistesgeschichte in der Emanzipationszeit" in „Littera Judaica" (in memoriam Edwin Guggenheim), S. 166, Frankfurt am Main, o.J.

11 Die Mitgliederliste wies u.a. noch folgende Namen auf: Hillmar, Schöneberg, L. Bernhardt.

12 Wohlwill und Fränkel gehörten dem 1835 in Hamburg unter Leitung von Gabriel Riesser gebildeten Neuner-Komitee an „für Beratung über Verbesserung der rechtlichen Stellung der Israelitischen Gemeinde". (Siehe: Helga Krohn, Die Juden in Hamburg 1800—1850, S. 99, Frankfurt a.M. 1967).

13 Wenig Interesse für die Zeitschrift, bezw. den Verein, zeigten der Berliner Pädagoge Baruch Auerbach (1793—1864); Josef Wolf aus Dessau (1762—1826), ein Mitarbeiter an der Zeitschrift „Sulamit"; David Fränkel (1779—1865), der 1835 die „Gemeinnützigen Blätter für Wissenschaft, Schule und Leben" schuf; der Schulmann Dr. M. H. Bock, der 1807 eine Privatanstalt zur Heranbildung der jüd. Jugend etablierte; der spätere Rabbiner Zacharias Frankel (geb. 1801), Begründer (1851) der „Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums" (Die „Frankelsche Zeitschrift"). — Auch Männer wie z.B. Gabriel Riesser (vielleicht „zu jung"?) oder Isaak Bernays (1792—1849) hielten sich fern. Gar nicht zu sprechen von dem völlig desinteressierten Ludwig Börne.

14 Kurz vorher hatte Zunz publiziert „Etwas über die rabbinische Literatur" (Berlin 1818).

15 In demselben Jahr (1825) liess sich sein Freund Heine taufen. Das Gedicht „Einem Abtrünnigen", ebenfalls 1825 verfasst, bezog sich zunächst wohl auf Gans, wurde jedoch kurz hinterher umgearbeitet, sodass es unverkennbar von Heine auf seinen eigenen Übertritt gemünzt war. (Vgl. Hugo Bieber, Heinrich Heine, Confessio Judaica, S. 278, Anm. zu S. 65. Berlin 1925).

16 Bendavid veröffentlichte ausserdem seine Schrift „Die Religion der Hebräer vor Moses" (Berlin 1812). Von 1803—1825 sass er in der Verwaltung der Berliner jüdischen Freischule.

17 Siehe: S. Heilberg, Leben und Wirken des Louis Marcus, nach S. Munks französ. Mittlg., Breslau 1847.
Heinrich Heines Nekrolog „Ludwig Marcus", Denkworte, geschrieben zu Paris, den 22. April 1844, ist besonders bemerkenswert.

18 Über das Phänomen Heine, typisch für den Wirrwarr der Emanzipations-Epoche: „Lothar Kahn, Mirror of the Jewish Mind", S. 21 ff. New York/Yondon 1968.

19 Siehe: Rudolf Fürst, Heinrich Heines Leben, Werke und Briefe, S. 85, Leipzig o.J.

20 Siehe: Magazin für die Literatur des Auslands, Nr. 56, vom 8.5.1852, Berlin.

21 Siehe: Bulletin des Leo Baeck Institutes, Nr. 6 (Sonderdruck) S. 9, 1959.

22 Z.B. erschien 1817—1833 das halbjährliche (religiöse) Journal „Jedidja" in Berlin. Die erste Zeitschrift für Juden in deutscher Sprache war die bereits 1806 in Dessau herausgebrachte, die „Entwicklung der intensiven Bildungsfähigkeit der Juden" erstrebende „Sulamith".

23 Zitiert in F. Hirth, Heine Briefe, 4. Band, S. 92, Mainz 1951.

Rudolf Kayser s.A.

JAKOB WASSERMANN

Chaos durch die Form zu bannen,
auf nichts anderes kommt es an,
für das Individuum, für die Nation,
für die Menschheit.
Jakob Wassermann

Meine Erinnerungen an Jakob Wassermann erstrecken sich über viele Jahre und reichen von Berlin über München bis Holland.

Als er starb, hatten der Untergang und die Vertreibung erst gerade begonnen. Wie weit seine Todeskrankheit von der Zeitgeschichte bestimmt worden war, wird niemand sagen können. Seelisch und körperlich gebrochen, war er vom Haag in sein Heim in Alt-Aussee zurückgekehrt und dort am 1. Januar 1934 gestorben.

Wassermann hatte das Alter gefürchtet. Als er die Abschiedsworte auf Hofmannsthal sprach, sagte er: „Man muss sich fürchten vor dem Altern, einer um den andern geht fort, blickt man zurück, ist's ein Kirchhof, und von den ersten, die Abschied genommen haben, sind schon die Grabsteine verwittert." Nun gehört auch er seit langem jener Gemeinschaft der toten Freunde an, in der ihm Heimann, Hofmannsthal, Schnitzler vorangingen. Nun deckt die Ruhe auch ihn, der unruhig das Leben liebte, jede Gegenwart in sich aufnahm und jede Vergangenheit in Gegenwart verwandelte.

Besonders der Jugend gehörte sein Herz. An sie appellierte er in einer Rede, die er an Schweizer Universitäten im Jahre 1932 hielt, als der europäische Horizont sich immer mehr verdunkelte. Bei der Jugend liegt der Schutz und die Bewahrung des geistigen Erbgutes, das wir nicht dem übermässigen Hochmut der eigenen Gegenwart opfern dürfen. „Das ist es eben: der geistige Schatz, worunter ich alles verstehe, was die Menschheit an Seelenwerten, an Übereinkünften des Herzens, an Gestalt und Form und Figur hervorgebracht hat."

Diese Welt, entstanden aus den Kämpfen mit dem eigenen Ich, beherrscht rückwirkend ihren Dichter, übt jene Art von Befehlsgewalt über ihn aus, der man nur „durch den Einsatz einer Persönlichkeit widerstehen kann, die sich immer wieder stärker zu erweisen hat als die Werbekraft des jeweils geschaffenen Werkes". So war ihm jedes neue Buch Gelegenheit zu Gewissensprüfung und Selbsterziehung. Der Geist stand für ihn nie ausserhalb des Lebens, sondern wurde von ihm getragen, war seine Transzendenz. Geist und Leben sind immer aufeinander

bezogen, genau wie die Kunst und Natur aufeinander bezogen sind. In diesem Sinne ist Kunst immer Gleichnis, Gleichnis für das Leben und für den Geist. Wassermann sagte: „Und wenn ich das Gleichnis nicht habe, bin ich bloss ein armer Narr, der den Leuten Steine für Brot aufreden will." Aber er gab Brot, in seinem Werk und in seiner Freundschaft.

Er lebte für beide, denn seine Werke und Freunde gehörten zu ihm, wie er zu ihnen gehörte. In beiden entfaltete er den Reichtum seines Gefühls, seiner Gedanken und seiner Phantasie. Die Welt seiner Dichtung besteht aus Kontinenten und Ländern, deren Namen Büchertitel, deren Bewohner Romangestalten und deren Geschichte Erzählungen sind. Wassermann wusste, dass es eine stärkere Gegenwart als die der äusseren Zeitgenossenschaft gibt; er bezeichnete die Moden der Zeitromane und Zeitgemälde als Falschmeldungen und Fehlbezeichnungen; das Heute ist Gegenwart nur als Bild, nicht aber als brutaler Stoff, wie die Extremisten des Zeitbewusstseins glauben. Wie könnte auch ein Mann anders denken, der alle schöpferische Wirklichkeit im Menschen sah, im unverlierbaren Erlebnis der Begegnung, die alles Dasein beherrscht. Alle Gestaltungen, alle Gedanken und Träume kommen von solchen Begegnungen her. Sie geschehen zwischen Mensch und Mensch, erweitern sich aber dann zu der totaleren Begegnung mit dem Leben. Von ihr sprechen Wassermanns Bücher, seine Gedanken und Pläne. Wir — und er selbst — hofften, dass die Fruchtbarkeit solcher Begegnung noch lange dauern würde. Da wandelte sich die Welt, in der er Leben und Ruhm hatte, und es geschah die letzte Begegnung: die mit dem eigenen Tode.

„Man steht vor einem Spiegel, und ein fremder Mensch schaut einen an. Er sagt: erkennst du dich denn? schliesslich träumst du dich ja nur." Auch die Betrachtung eines Menschen, der von uns ging, ist an unser eigenes Ich, an die Erlebnisse und Erfahrungen, die dieses Ich mit jenem Du verknüpfen, verbunden. Fünfzehn Jahre lang kannte ich Wassermann, sprach ihn fast in jedem Jahre und noch ganz zuletzt, wenige Wochen vor seinem Ende. Dieses letzte Gespräch war von seiner Seite aus nur Klage über seinen Gesundheitszustand. „Ich komme gerade aus dem Spital. Gallenkolik, Gefässkrämpfe. Wir wollen uns sehen!" Die Worte erschreckten mich, aber ich ahnte nicht, dass zum letzten Male diese dunkle, weiche, süddeutsch gefärbte Stimme zu mir sprach. Ich grabe weiter in der Erinnerung nach, denke an zufällige Gespräche und Begegnungen zurück, die aber das meiste vom menschlichen Wesen offenbaren. Es ist drei Jahrzehnte her, wir trafen uns in München, verlebten dort einige unvergessliche Wintertage. Wassermann zeigte mir auf allen Wegen Freundschaft, erzählte mir aus seiner Jugend, deren Schauplatz diese Stadt war, von harten Daseinskämpfen und schmerzlichem Aufstieg. Ich er-

innere mich weiter: als er mit mir den Plan einer Neubearbeitung seines Romans „Christian Wahnschaffe" besprach. Er hatte sich dieses Werk noch einmal vorgenommen und war nicht zufrieden; es erschien ihm zu überwuchert von Nebensächlichem, Übertriebenem, Unsachlichem. Er gebrauchte einen drastischen Vergleich: „Dieser Roman ist wie eine Gans, die zuviel Fett hat. Man muss das Fett abschneiden, damit das Fleisch geniessbar wird." Nach diesem Grundsatz nahm er die Umarbeitung vor.

Immer ging er ganz in seinem Schaffen auf. In einem Gespräch sagte Moritz Heimann von ihm: „Er muss an seinem Schreibtisch sitzen, dort lebt er." Sein Werk war dieser Spiegel, in dem er sich suchte und aus dem fremde Gesichter ihn ansahen. Aber es waren Gesichter seiner Träume, Verwandlungen seiner Erfahrungen, Welt erfundener Gestalten und Welt seines Finderglücks. Dieses Finderglück zeichnete Wassermann besonders aus. Epische Phantasie ist ja anders als einfaches Fabulieren, als die Erfindung von Handlungen und Menschen, als das Abenteuern mit Begebenheiten. Das Leben wird auf den Wegen der Anekdote zur Existenz geführt, zu seinem Sinn und seinem Schicksal. Der Dichter verzaubert die Welt ins Wunderbare, und er entzaubert das Wunderbare ins Menschliche. Was ist der eigentliche Sinn einer Romanhandlung? Gleichnis zu sein, ohne dass der Leser das Gleichnis merkt. Alle Spannungen, Unruhen, Verwicklungen und Erfindungen haben diese Aufgabe zu erfüllen; sie sollen das Bewusstsein und das Gefühl für das Leben wachhalten.

Die Tatsachenwirklichkeit war für Wassermann nicht viel mehr als ein Gerüst, der Stoff nur der Stützpunkt für das verwandelte Leben, das den Roman darstellt. Wie klein, wie falsch ist es, nach den stofflichen Anregungen zu forschen. „Denn es sind unendliche Metamorphosen, durch die das Urbild gegangen ist, so dass das zuletzt Entstandene nur noch mit ihm gemein hat, was der Erzblock mit der fertigen Statue." In diesem Sinne ist der Dichter nicht Erfinder, sondern Finder: er findet Sinn und Gestalt. Er muss das Erlebnis der Wirklichkeit haben, aber diese Wirklichkeit ist nicht im Sinne eines naiven Idealismus gegeben, sondern sie ist zusammengesetzt aus den Wahrnehmungen unserer Sinne und den Verknüpfungen und Geheimnissen unserer Seele. Die Tatsachen stehen am Anfang, am Ende steht die Welt, das menschliche Schicksal und die Gestalt.

Die Gestalt: sie war, in vielen Gesprächen und Aufsätzen, Wassermanns Lieblingsthema. Er verstand darunter die individuell begrenzte Figur. Nie also kann die Masse Gestalt sein, nie auch das soziale Schicksal sich im Roman anders offenbaren als im Einzelnen, mag er auch rückwärts an die Masse gebunden sein. Der tragikomische Idealismus des Don Quichotte, die Empfind-

samkeit Werthers, die Lebensintelligenz der Stendhaljünglinge, die seelische Inbrunst der Dostojewskimenschen: sie alle setzen das Leben von der Gestalt aus in Bewegung. Jede Gestalt steht durch verwickelte seelische und soziale Beziehungen mit den anderen in Verbindung und ist um sie bemüht. Ihre letzten Bemühungen gelten dem Dichter und dem Leser. Das ist die eigentliche Zweideutigkeit, die in allen Romanen lebt. „Die Gestalt sagt immer noch etwas Geheimes aus neben dem, was sie wirklich aussagt, und je mehr Geheimnis in ihr steckt, sei es durch Beziehung, sei es durch anscheinend einander widersprechende Eigenschaften, je mehr verkörpert sie sich mittels eines Phantasiereizes, den sie auf den Beschauer oder Leser ausübt", sagt Wassermann.

Er beherrschte alle Register des Romanapparates. Da ist Spannung, Verbrechen und Abenteuer; da ist Geschichte, Landschaft, Familie; da ist Tugend, Grösse und Sünde; da herrschen Leidenschaften und Gewalten, Krankheit, Staat und Gesellschaft. Da herrscht das Leben, dieses Alles und Nichts. In diesen Romanen herrscht nicht der äusserliche Naturalismus der Beobachtung und des Experimentes, nicht die Analyse gegebener Tatbestände, sondern Welterfahrung. Mehr noch als das Drama und ganz im Gegensatz zur Lyrik ist der Roman öffentliche Kunst, jedem zugänglich und jedem lebendig. Er will das Leben nicht abspielen, sondern es leben: in verschiedenen Graden der Öffentlichkeit, in konzentrischen Kreisen der sozialen Gemeinschaft; auf den verschiedenen Stufen der Lebendigkeit.

Dass Wassermann in keiner anderen literarischen Gattung so schöpferisch war wie in der des Romans, kam nicht nur aus einer besonderen Vorliebe oder aus dem unvergleichlichen erzählerischen Können, sondern aus diesem umfassenden Erlebnis der Welt und der Gestalt. Seine Phantasie war begnadet wie die orientalischer Märchenerzähler. Und wie einem Märchenerzähler hören alle ihm zu, Männer und Frauen aus allen Nationen und Berufen, Menschen aller Generationen. Jeder findet eine Tür zur Wassermann-Welt, und unter den Hunderten von Gestalten, die in seinen Romanen und Erzählungen leben, findet jeder eine solche, die ihm, seinem Schicksal und seinen Erlebnissen besonders nahe ist. Trotz seiner genialen Begabung als Erzähler suchte der Dichter auch die Bühne zu erobern. Er hatte fünf einaktige Dramen geschrieben: „Die unglücklichen Schalen" und das dreiaktige Schauspiel „Lukardis". Gerade das letztere lag ihm sehr am Herzen. Freudig erregt erzählte er mir von den Hoffnungen, die er an dieses Schauspiel knüpfte: „Ich habe es soeben Victor Barnowsky vorgelesen. Ich glaube, dass es ihm sehr gefallen hat und dass er es spielen wird." Aber diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen.

Wassermann war ein hervorragender Vorleser. Seine weiche, dunkle Stimme trug die Sätze in die Herzen seiner Zuhörer. Er

verzichtete auf alle äusserlichen Mittel und las ruhig und unbeirrt wie für sich selbst. Auch im Lesen war er der Erzähler, der ganz aus der Nähe zum Erzählten berichtete.

Ist diese Nähe abhängig von der Zeitlage? „Dass ich in meiner Zeit lebe, ist mein Schicksal", sagt der „Mann von vierzig Jahren". Gewiss, es gibt innere und äussere Umstände, die heute anders sind als gestern. Aber es gibt immer Glück und Enttäuschung und Wünsche und Erfüllungen, die nicht zu einer bestimmten Zeit, sondern zu einer bestimmten Menschenart gehören. „Es müsste schlimm sein", sagt Goethe, „wenn nicht jeder einmal in seinem Leben eine Epoche haben sollte, wo ihm der Werther vorkäme, als wäre er bloss für ihn geschrieben." Aber auch die Epochen in einem Lebenswerk sind so mannigfaltig, und häufig kommen die späten vor den frühen. Wassermann betonte, dass die Schaffensfähigkeit des Mannes davon abhänge, wieviel er vom Jüngling in sich habe. „Alles jung und alles alt", heisst es im Vorspruch zum „Caspar Hauser". Es ist unmöglich, von einer klaren und einheitlichen Entwicklung bei ihm zu sprechen. Einheitlich aber ist sein Glaube an den Menschen, seine geistige Unruhe, sein scharfes Bewusstsein für Recht und Humanität. Aus seinem Glauben ergibt sich sein Feind: die Trägheit des Herzens. Von ihr handelt nicht nur der Caspar Hauser-Roman, sondern sein ganzes Werk. Es stellt das Menschenherz gegen die Welt, Caspars Reinheit als Himmel gegen die dunkle Erde; „ungebundene unverpflichtete Kreatur vom ersten Schöpfungstag, ganz Seele, ganz Instinkt". Dieser Kreatur gilt Wassermanns tiefster Traum. Es ist ein moralischer Traum, der jenseits aller Gegenwarten und Welten geträumt wird. Gerade wenn man stürmisch und liebend das Leben bejaht, muss man erkennen, dass selbst aus der Schuld noch das Leben keimt. „Unschuldig, meine Beste, unschuldig ist nur Gott." Das sind die Schlussworte des Caspar Hauser, und das ist auch das letzte Wissen von der Trägheit des Herzens.

Wassermann hat seine ethische Überzeugung oft in einer allzu vereinfachenden Dialektik dargestellt: durch das Ja und Nein entgegengesetzter Gestalten, die Glauben und Unglauben, Aufbau und Zerstörung, Natur und Verstand vertreten. Er selbst weist auf diese Gegensatzpaare hin: Agathon und Gudstikker, Alexander und Arrhidäos, Caspar Hauser und Quandt, Nothafft und Philippine, Christian und Niels Engelschall, Etzel und Waremme. In der Schärfe ihrer Gegnerschaft, in den Kämpfen um ihre Selbstbehauptung, in Täuschungen und Wahrheiten suchen sie die gläserne Wand des Ichs zu durchbrechen. Solche Spannungen beherrschen das Innere der Wirklichkeit, schaffen die Tragödien und bangen Ahnungen. Aber das Tun drängt in die Welt, ins allgemeine Leben, in die Natur. „Alles Tun, Gutes und Böses, rinnt durch alle Natur", heisst es im „Christian Wahnschaffe".

Sein Dasein als Deutscher und Jude war für Wassermann eine Selbstverständlichkeit, eine Tatsache der Natur, also kein Problem. Deshalb wählte er für seine Selbstbiographie den Titel „Mein Weg als Deutscher und Jude". Er wollte die Gehässigkeit vieler Deutschen gegen die Juden weder über- noch unterschätzen. Die letzte Solidarität mit dem Judentum aber vermochte er nicht aufzubringen. In der Diaspora sah er den wirkungsvollsten Protest gegen den Nationalitätenwahnsinn unseres Zeitalters. Jeder soll und muss seinen eigenen Weg gehen, zu welcher Gruppe er geburtsmässig auch gehören mag. Dass er seinen jüdischen Mitbürgern Liebe, Bewunderung und Teilnahme zollt, war Wassermann eine Selbstverständlichkeit. Sein ethischer Optimismus bewahrte ihn vor der Angst, dass die Judenfeindschaft je die höchsten Lebenswerte zerstören könnte.

Jüdische Gestalten aller Schattierungen treten in seinen Romanen und Erzählungen auf. Sie sind Menschen, die zu leiden haben und zu leiden wissen, erfüllt von messianischer Hoffnung und reichem Gefühl. Der Hass gegen sie, erklärt Wassermann, ist ein moralischer Defekt der Hassenden. Es ist vergeblich, das Gift zu entgiften. Und mit tiefster Bitterkeit bekennt er: „Es ist vergeblich, für sie zu leben und zu sterben. Sie sagen: er ist ein Jude."

Die Fülle von Wassermanns Gestalten ist unübersehbar. Sie kommen aus allen sozialen Schichten und seelischen Landschaften,, leben im tropischen Klima der Dämonie oder im kühleren der Reflexion. Sie tragen mit sich Geschichte, Natur, Aufgabe und Glauben, oder sie wachsen auf unter einer bestimmten psychologischen Konstellation, einem Sternenhimmel von Zeichen, Bestimmungen und Verpflichtungen. Ihre Wirklichkeit in der Dichtung ist sicher ungleich. Oft ist die seelische Struktur eher da als die Seele und diese wieder eher als der Körper. Aber Wassermann sucht klug nach Ausgleich und wandelt die Struktur in Schicksal um. So stellen diese Romane als Ganzes eine „Comédie humaine" dar, gespielt auf der Marionettenbühne eines grossen Figurenmeisters.

Wir sehen die Trümmer, die Sucher nach Reinheit und Menschentum, die Gläubigen der Erlösung: Agathon, Renate Fuchs, Daniel Nothafft, Christian Wahnschaffe, Joseph Kerkhoven. Sie alle folgen dem Glauben Agathons: „Gütig sein ist alles." Wir sehen Menschen, die von ihrem Dämon, ihrer Machtgier, ihrem Gewissen und ihrem Rechtsbewusstsein in die Welt getrieben werden: Sabbatai Zewi, Alexander, Laudin, Eva Sorel, Etzel Andergast. Wir sehen die Menschen des gebrochenen Bewusstseins, die müden Maskenträger und die skeptischen Kritiker: Gudstikker, Arnold Ansorge, Arrhidäos, Erwin Reiner, Sturreganz und Waremme. Die Luft um alle diese Menschen ist Leidenschaft und Natur, manchmal auch kühle Vernunft und abstrakte Einsamkeit. Sie alle folgen ihrer

Wahrheit, und Wahrheit ist eine moralische Idee. Die Phantasie steht ihr nicht entgegen, sondern erhöht nur die Wahrheit. „Die dichterische Welt ist eine Welt des Beispiels. Es gibt nur eine einzige Nutzanwendung aus ihr, und die heisst Verwandlung." So geht die Phantasiefülle zusammen mit einem moralischen Rigorismus, mit dem Glauben an die Humanität und mit der Leidenschaft des Rechtsbewusstseins.

Man möchte diese ethische Fülle organisieren, indem man von verschiedenen Gruppen spricht. Trotzdem steht jedes Werk Wassermanns als eine Insel da, und immer ist es ein Ausbruch aus der durch die vorangehenden Werke bestimmten Bahn. Und doch bilden sie eine Gesamtheit; denn sie werden von den gleichen Kraftströmen gespeist. Da ist die Gruppe der Phantasie- und Abenteuerromane, östlich in der Visionskraft und glücklichen Farbigkeit. Das Vorspiel zu den „Juden von Zirndorf", „Der goldene Spiegel" und „Der Aufruhr um den Junker Ernst" — diese schönste Frucht aus Wassermanns Spätzeit — scheinen mir für diese Gruppe am bezeichnendsten zu sein. Da sind die Romane und Biographien über historische Gegenstände, in denen sich der Prozess der Verwandlung über Jahrhunderte erstreckt: „Alexander in Babylon", „Die Schwestern", „Caspar Hauser", „Bula Matari", „Christoph Columbus". Da sind die Zeitromane, in denen Zeit aber anderes als äusserer Stoff ist, vielmehr eine bestimmte seelische Situation oder geistige Problemlage: „Die Geschichte der jungen Renate Fuchs", „Der Mann von vierzig Jahren", „Das Gänsemännchen", „Christian Wahnschaffe", „Der Wendekreis", „Laudin und die Seinen", „Joseph Kerkhovens dritte Existenz". Und da sind die Werke der moralischen Sendung, des Rechtsbewusstseins und des ethischen Rigorismus: „Der Moloch", „Der Fall Maurizius", „Etzel Andergast". Wie Kleist's Michael Kohlhaas fliesst den Gestalten dieser Romane ein brennendes Recht durch das Herz. Gerechtigkeit: das ist das grösste und umfassendste Postulat der religiösen Menschheit. Der Jude Elasser spricht es aus: „Das Recht ist da; auch die Richter sind da; gleichfalls die Bücher, worein alles steht geschrieben. Aber die Gerechtigkeit? Die ist nicht da." Ihr in einem einzigen Falle — aber er wäre ein Beispiel für alles — zum Siege zu helfen, ist die Aufgabe, sie sich der Knabe Etzel gestellt hat. Er weiss, dass dieser Sieg nicht nur einer Idee gelten würde, sondern auch der Selbstsicherung und der Erhöhung der eigenen jungen Existenz. „Wieso hilft mir der Umgang mit mir selbst, was ist denn die Gerechtigkeit, wenn ich sie nicht durchsetze, ich, ich selber, Etzel Andergast?" Hier stehen wir in der Mitte des moralischen Glaubens Jakob Wassermanns. Auch die höchste Idee ist nur ein Gleichnis für einen Charakter oder eine Situation. Immer steht alles in der Bewegung der Welt: unsere Erlebnisse und Ideen, unsere Taten und Überzeugungen, unsere Leidenschaften und unsere Opfer, Gleichnis sie alle, Gleichnis das Leben selbst.

Wassermann hatte ein ungewöhnlich feines Empfinden für die inneren Vorgänge in anderen Menschen. Nie hatte ich ein kritisches Wort über eines seiner Werke gesagt, und doch empfand er, dass ich seine letzten grossen Romane, die viele dichterische Quantitäten dem Geschmack der Leserwelt opferten, nicht sehr mochte. Damals verdunkelte sich seine hohe, rein gewölbte Stirn, und er sagte vorwurfsvoll: „Warum sagen Sie mir nicht offen, dass Sie diese Romane nicht mögen?" Aber meine stille Kritik änderte nichts an seiner freundschaftlichen Gesinnung, und noch heute begrüsst mich in der Erinnerung sein herzliches „Grüss' Gott!"

Er hatte eine grosse Phantasie des Auges, aber noch grösser und schöpferischer war bei ihm die Phantasie des Wortes. Er sah es als das „verräterischste und verführerischste Element" an, das wir kennen. Es macht den Rhythmus des innersten Daseins aus, ist das Material, aus dem die Welt des Geistes und der Träume gebaut wird, und dem Dichter vertraut von Ewigkeit an. Von der Sprache sagt Wassermann: „Sie hat meine Züge geformt, mein Auge erleuchtet, meine Hand geführt, meinen Fuss gelenkt, meine Nerven in Schwingung versetzt, mein Herz fühlen, mein Hirn denken gelehrt." Er betrachtete sie als das kostbarste geistige Erbgut, das zu verwalten eine ebenso grosse Verantwortung wie ein schöpferisches Glück bedeutet. Und wenn er in seinem Schaffen nicht nur von seinem Dämon, sondern auch von handwerklicher Leidenschaft geführt wurde, so geschah dies aus dieser tiefen geistigen Vertrautheit mit der Sprache, der deutschen Sprache, deren Erbgut ihm etwas Heiliges war.

Aus dem Gefühl dieser Verantwortung stammte Wassermanns unermüdlicher Fleiss. Johann Sebastian Bach pflegte zu seinen Schülern zu sagen: „Ich habe fleissig sein müssen, wer ebenso fleissig ist, wird es ebensoweit bringen." Der Fleiss eines Künstlers bedeutet sicher nicht das Geheimnis seiner Schöpfung, aber er ist ein Kennzeichen seines Verantwortungsgefühls. Wassermann war sich selbst der strengste Richter, und die gedruckten Fassungen seiner Bücher sind oft die zehnten und zwanzigsten von denen, die er niedergeschrieben hat. Er blickte auf den Werdegang seiner Werke zurück wie auf interessante biologische Prozesse. Oft lud er mich ein, zu ihm nach Alt-Aussee zu kommen und an der Hand der zahlreichen Fassungen die Entstehungsgeschichte seiner Romane zu studieren. Aber es kam nicht dazu.

Rabbiner Dr. H. C. Meyer (Haifa)

Dr. SIEGFRIED BRAUN (1885—1969)

Siegfried Braun stammte aus Brauneberg an der Mosel. Es gibt Menschen, welche ihr ganzes Leben hindurch die Aura ihrer Herkunft und ihres Geburtsortes widerspiegeln. Der kleine Ort, nicht ganz ausgemacht ob „noch" Dorf oder „bereits" Städtchen, wies in der Vergangenheit Merkmale auf, welche heute selten geworden sind. Die Menschen, insbesondere die jüdischen Menschen, kannten sich recht gut. Diese Kenntnis ging noch weit über den kleinen Ort hinaus, man kannte alle Juden der näheren und auch entfernteren Ortschaften. Obschon man die Wegstrecke gewöhnlich zu Fuss zurücklegen musste — Pferde waren grössere wirtschaftliche und gesellschaftliche Errungenschaften als heute das Auto — war der Kontakt inniger als heute mit den Hausbewohnern, welche man in grossen Städten kaum dem Namen nach kennt. Man wusste genau, wie es einer Familie, welche 12—15 km entfernt lebte also 2½ Stunden hin und 2½ Stunden zurück! — erging, ob alle gesund waren, wie die Kinder lernten und welchen Beruf sie ergreifen werden. Man kannte den Grad ihrer „Frömmigkeit" (oder vielmehr ihre nicht allzu grosse Frömmigkeit) — kurzum der Moselkreis mit einem knappen Dutzend Judengemeinden, welche allerdings jeweils nur ein Minjan, manche ein wenig mehr oder auch weniger aufzuweisen hatten, war dem aufgeweckten Jungen Siegfried Braun bis ins Detail bekannt, und er hat auch in dieser Zeitschrift vor einigen Wochen darüber geschrieben (Vergl. auch Max Lazarus, Erinnerungen. Documenta Judaica Bd. 1, Dortmund 1967). Um ein Charakteristikum zu erwähnen: Die Vorbereitung und die ordentliche Durchführung eines Pessachfestes — Geschirr, Wein, Mazzoth, Seder, Tefilla — überstieg die Möglichkeiten eines einzelnen Fleckens, und so rückte man schon einige Wochen vor dem Fest noch näher zueinander, um den Anforderungen des Festes Rechnung zu tragen und um es so schön wie möglich auszugestalten und zu erleben.

Braun war zeit seines Lebens diesem gemütvollen jüdischen Kolorit verhaftet, und wie viele hochgebildete jüdische Menschen seinesgleichen war er der Ansicht, dass die Wurzeln der Schönheit und der Echtheit des Jüdischen schlechthin im ruhigen Bereich des Dorfes, der Kleinstadt, der Klein- und Provinzgemeinde oder auch in der festgefügten Synagogengemeinde einer Grosstadt liegen. Das Wichtigste daran wäre der freundnachbarliche Umgang der Menschen untereinander. Die Arewuth, Chaweruth und Achwa, ohne welche das Volk Israel garnicht existieren könne, müssten als Grundpfeiler der Erziehung und des Gemeinschaftslebens zuvorderst ihren Platz bewahren, auch oder gerade weil sich die Verhältnisse gewandelt hätten.

Braun nahm regen Anteil an den vom Schreiber dieser Zeilen inaugurierten Documenta Judaica. Bei diesem Werk geht es um die Niederschrift aller solcher Beziehungen, welche mehr die gefühlsmässigen, sentimentalen und familiären Bindungen an das Ganze zum Thema haben. Gewiss, die rationalen und geistigen Kräfte sind wichtige, wenn nicht die entscheidenden Faktoren. Der Intellekt, die Intelligenz geben dem Jüdischen ein spezifisches Gepräge. Aber auch die Erfolgreichen im religiösen oder intellektuellen bzw. wirtschaftlichen Bereich, die Rabbiner, die Wissenschaftler, Akademiker, Wirtschaftsleute, Ingenieure u.a., sie alle sind Menschen und bleiben Menschen. Sie alle entstammen einer Familie, einer Gemeinde, einem Milieu, nicht anders wie die anonyme Mehrheit des Volkes. Es geht nun um den Werdegang eines jüdischen Menschen, um die Freilegung oft vergessener und verschütteter Schichten, um die treuherzige und doch exakte Schilderung dessen, was einst war oder was sich einst abspielte, die Analyse und Beschreibung des Milieus — und dies alles berücksichtigt und dies alles zusammengenommen gehört nicht weniger zur Geschichtswissenschaft wie die anderen Hilfswissenschaften.

Braun wusste um die Wichtigkit dieses Komplexes. Er hatte seine schriftstellerisch begabte Feder in den letzten Jahren ganz und gar in den Dienst dieser Richtung gestellt. So schrieb er einen lebendigen Aufsatz über das Lehrerseminar in Münster/Westfalen, wie er dieses Institut in seiner Jugend erlebt hatte.* Nach dem Seminarbesuch wurde er als Junglehrer in der Gemeinde Werl in Westfahlen tätig. Dort lernte er seine treue Gattin und Lebensgefährtin kennen. Später ging es nach Köln in den Schuldienst und verblieb dort etwa drei Jahrzehnte bis 1939. Er nahm über sein Lehramt hinaus auch regen Anteil an dem Gesamtleben dieser grössten Gemeinde im Westen Deutschlands. Er redigierte zeitweise das Kölner Gemeindeblatt, und er war während der dreissiger Jahre Redakteur der „Jüdischen Schulzeitung", des Zentralorgans der jüdischen Lehrerschaft in Deutschland. Er hat auch in Verbindung mit namhaften Schulmännern ein gehaltvolles Lesebuch verfasst, das aber nur im Vorabdruck erhalten ist. Wenngleich das NS-Regime sich nur selten in die Lehrbücherfrage für jüdische Schulen hineinmischte, in diesem Fall legte es seine brutale Faust auf das Buch. Warum? Weil es von aussergewöhnlicher Qualität war, sowohl was die Didaktik des Deutsch-Unterrichts betrifft, wie auch vom Jüdischen her. Deutsches und Jüdisches so harmonisch nebeneinander und natürlich zuweilen auch miteinander, 1938(!) — der Nazizensor Hinkel konnte nicht zugeben, was er nicht zugeben wollte und durfte.

---

* In Hans Ch. Meyer (Hrsg.): „Aus Geschichte und Leben der Juden in Westfalen". Frankfurt a.M. 1962, Ner Tamid-Verlag.

Braun verlebte ein gutes und ruhiges letztes Jahrzehnt mit seiner treusorgenden Gattin in der Nähe der Familie seines Sohnes (welcher gleichfalls Lehrer ist) im Kibbuz Maajan Zwi. Wer ihn dort besuchte, fand den alten Herrn in unentwegt guter Stimmung, erfüllt von literarischen Plänen. Er entdeckte Sichron Jakob für die neue jüdische Geschichte. Der Vorzionismus, wie der Beginn des Zionismus, waren seine bevorzugten Themen, wovon Vieles im „M.B." des Irgun Olej Merkas Europa im Abdruck erschien.

Als wir ihn am Dienstag, den 26. August 1969, beim milden vorabendlichen Licht auf dem Friedhof von Sichron der ewigen Ruhe übergaben, kam noch einmal sinnfällig zum Ausdruck, wieviel Liebe dieser gute Mensch ausgestrahlt hat. Es trauerten um ihn der alte, würdige, orientalische Rabbi des Ortes, der Vorsitzende des dortigen Logenvereins, ein jüngerer Chawer des Kibbuz Maajan Zwi, viele ehemalige Kölner. Der Schreiber dieser Zeilen würdige seine Verdienste auf historischem Gebiete.

ת.נ.צ.ב.ה.

Hans Chanoch Meyer
Universität Bochum/Westf.

ALLGEMEINE
UNABHÄNGIGE JÜDISCHE WOCHENZEITUNG

SEIT 20 JAHREN
IN DER WELT
GELESEN, GESCHÄTZT UND KOMMENTIERT.

DIE "ALLGEMEINE" mit ihren in loser Folge erscheinenden Beilagen "Jüdische Illustrierte" und "Die Frau in der Gemeinschaft" ist

EINE BRÜCKE VON MENSCH ZU MENSCH
und damit IHRE ZEITUNG.

Einzelpreis 0,80 DM

(Bezugspreis einschl. Porto)	Inland	Ausland
1 Monat	3,80	4,35
3 Monate	11,40	13,05
6 Monate	22,80	26,10
12 Monate	45,60	52,20

ALLGEMEINE
4, Düsseldorf 10 – Postfach 100 99 – Zietenstr. 50
Tel. 493634/5 – FC OC 534805 – Telegr. JUZEIT DÜSSELDORF

Kurt Jakob Ball-Kaduri

Vor der Katastrophe

Juden in Deutschland 1934–1939

Leinenband DM 20.— US $ 5.— IL. 15.—

Von Kurt Jakob Ball-Kaduri erschienen:

1. Das Leben der Juden in Deutschland im Jahre 1933
   DM 18.— IL 13.50
2. Jüdisches Leben einst und jetzt DM 8.– IL 7.–

Dr. E. J. Görlich

RUTH

Die Geschichte eines jüdischen Mädchens

Kart. DM 20.– ö. S. 135.– IL. 15.–

Dr. Jirmejahu Oskar Neumann

Im Schatten des Todes

Ein Tatsachenroman
vom Schicksalskampfe
des slowakischen Judentums

(Deutsche Ausgabe)

Nur mehr wenige Exemplare.

Halbleinenband DM 20.–

Edition „OLAMENU" Tel-Aviv, P.O.B. 3002 (Israel)

Rabbiner Dr. S. Neufeld (Ramat Gan)

NEUE FORSCHUNGEN VON BRILLING

Dr. Bernhard Brilling, Privatdozent an der Universität Münster und Obercustos der Provinz Westfalen, hat auch in den letzten eineinhalb Jahren nicht gerastet. Als Ergebnis seiner Forschungen seien hier drei Arbeiten besprochen, von denen zwei sich auf sein früheres Arbeitsgebiet Hamburg beziehen, eine auf Mähren.

Im Bulletin des Leo Baeck-Instituts 1968 (11. Jahrgang S. 38 bis 47) bringt er das erste Gedicht auf einen deutschen Rabbiner aus dem Jahre 1752. Dieses Gedicht, in unbeholfenen Worten von einem Juden verfasst, ist aus den verschiedensten Gründen bemerkenswert. Es erschien zu einer Zeit, in der die Juden kaum Hochdeutsch sprachen, als sie noch im Dämmerschlaf vor der Zeit der Aufklärung lagen, als Mendelssohn noch nicht versucht hatte, sie mit Hilfe seiner deutschen Bibelübersetzung allmählich an die deutsche Sprache zu gewöhnen. Erst drei Jahre vorher hatte Lessing in einem kleinen Lustspiel „Die Juden" die Aufmerksamkeit auf diesen wertvollen, aber gering geschätzten Volksstamm gelenkt. Einer der wenigen, wirklich modern gebildeten Juden war damals der Arzt Dr. Aron Gumpertz, der Lehrer Mendelssohns in der deutschen Sprache. Als die preussische Regierung 1745 eine „Friedensfeier" in der Berliner Synagoge anregte, verfasste der Rabbiner David Fränkel ein hebräisches Danklied, das von Gumpertz ins Deutsche übersetzt wurde.

Nach diesem ersten deutschen Gedicht eines Juden kann nun das Gedicht von 1752 genannt werden. Der unbekannte Verfasser, nicht gerade ein Meister der Dichtkunst, singt sein Lob auf einen deutschen Rabbiner, den viel umstrittenen Hamburger Oberrabbiner Jonathan Eibenschütz. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, dass dieser in heftiger Fehde mit dem fanatischen Rabbi Jakob ben Zwi Emden lag, der ihm neben Anderem den Vorwurf machte, er sei ein heimlicher Anhänger von Sabbatai Zwi, dessen Auftreten als angeblicher Messias im vorangegangenen Jahrhundert das Judentum erschüttert und zum Teil gespalten hatte.

Diese Spaltung drohte auch hundert Jahre später, aber nur in der Dreigemeinde Altona, Hamburg, Wandsbek (abgekürzt: AHU). Unter ganz neuen Gesichtspunkten und unter Heranziehung mancher unbekannter Schriften widmet diesem Thema Brilling seine zweite Arbeit: Der Hamburger Rabbinerstreit im 18. Jahrhundert. (Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte, 55. Band 1969, S. 219—244). Aus der Lektüre gewinnt man den Eindruck, dass Jonathan Eibenschütz doch nicht so schuldig ist, wie

es nach den urspünglichen Verdächtigungen von Jakob Emden schien, dass er weit entfernt von den Neigungen der Sabbathianer war und erst recht von schlimmeren Beschuldigungen, und dass die ihm hieraus gemachten Vorwürfe nicht ausreichten, um ihn aus seinem hohen Amt zu entfernen. Der Streit hatte leider weite Ausmasse angenommen, man hatte die Rabbinate Metz, Frankfurt und Amsterdam hineingezogen, hatte auch die angesehene autonome Zentralbehörde des polnischen Judentums, die Vierländersynode (Waad arba arazot) angefragt und hatte sich leider auch an die staatlichen Behörden gewandt, sowohl an den Hamburger Senat, wie an den König von Dänemark, da Altona und Wandsbek ja als Teile von Schleswig-Holstein zu Dänemark gehörten. Ein kleiner Teil der Quertreiber versuchte mit gewisser Unterstützung des Hamburger Senats, die in Hamburg wohnenden Juden von den anderen Gemeinden zu trennen und damit das Rabbinat der Dreigemeinden finanziell zu untergraben, was ihm aber nach mehrjährigen Kämpfen nicht gelang.

Die dritte Arbeit Brillings weist in eine ganz andere Landschaft, nach Mähren, und in ein anderes Gebiet, die Tätigkeit der Juden als Goldschmiede. Brilling hatte schon in früheren Arbeiten über die Leistungen der Juden als Goldschmiede in Schlesien und Böhmen berichtet, jetzt wendet er sich dem Nachbarland Mähren zu. (Zur Geschichte des jüdischen Goldschmiedegewerbes in Mähren 1550 bis 1800. Zeitschrift für die Geschichte der Juden. VI. Jahrgang No. 3/4 Tel Aviv, 1969). Kaiser Ferdinand III. hatte den Juden in Mähren 1657 ein Privileg zur Ausübung der meisten Handwerke, auch der Goldschmiedekunst, gewährt, aber schon 75 Jahre vorher, 1583, ist ein jüdischer Goldschmied in Kanitz festzustellen. Einige noch ältere Mitteilungen sind nicht sicher verbürgt. Brilling ist es gelungen, ein Verzeichnis jüdischer Goldschmiede 1583 bis 1843, nach Ortschaften geordnet, herzustellen. Es werden die meisten bekannten mährischen Gemeinden genannt, von bedeutenderen Nikolsburg, Holleschau, Pohrlitz, Boskowitz, Austerlitz, Olmütz, aber nicht Brünn. Unter den hebräischen Vornamen der Goldschmiede fällt der Name Mahram oder Mayram auf, der natürlich als Abkürzung auf den bekannten Rabbi Meir von Rothenburg hinweist.

Wenn wir zum Abschluss wünschen, dass Brilling mit weiteren so gediegenen Arbeiten unsere Wissenschaft bereichere, so können wir hier schon auf seine Vorankündigung hinweisen, dass er über den Namen Mahram in der Festschrift zum 60. Geburtstag von Rabbiner Dr. Lothar Rothschild in St. Gallen schreiben wird. Da dieser Geburtstag, wie bereits angekündigt, Mitte Dezember stattfindet, dürfen wir hoffen, dass diese Festschrift bald erscheinen wird.

LITERATUR-BEILAGE

MIT

BUCHBESPRECHUNGEN

von Zeev Barth, Dr. K.-J. Ball-Kaduri, Dr. Hugo Gold, Prof. Dr. Hermann Sternberg und Prof. Dr. Harry Zohn

(Die besprochenen Bücher sind in alphabetischer Reihenfolge der Autoren bzw. Herausgeber geordnet)

★

Hans G. Adler: Panorama. Roman in zehn Bildern (Otto Walter Verlag, Olten. 580 S., Ln. DM 24.—) — Der in Prag gebürtige Adler, durch sein Theresienstadt-Buch bekannt geworden, versucht in diesem autobiographischen Roman eine Überschau über das eigene Leben, objektiviert in der Figur Josef Kramers, zu geben. Es ist der Versuch einer erzählerischen Gestaltung der eigenen Lebensstationen in zehn Bildern, die Nachzeichnung des eigenen Weges zum Schicksalsweg einer ganzen Generation, und das in einer Komposition, in der jedes Bild den gleichen Umfang von knapp sechzig Seiten hat. Adlers „Panorama" ist ein Entwicklungsroman traditioneller Form.

Samuel Joseph Agnon: Gestern, vorgestern (S. Fischer Verlag, Frankfurt/M., 589 S., Ln. DM 28.–) – Der Schicksalstraum aller in der Welt zerstreut lebenden Juden, die Sehnsucht, eines Tages ins Heilige Land „hinaufzuziehen", wird von einem jungen Mann verwirklicht, dem seit seiner Geburt Polen „das Land der Verbannung" war. Er, der kleine Jizchak, ist Zionist – und nichts weiter. Seine Geschichte steht exemplarisch für das Schicksal vieler jüdischer Einwanderer. Die Skizze des Lebensweges dieses kleinen Anstreichers wird zugleich zum Gemälde einer neuen Landnahme, die zeigt, welche Kraft die Träume haben, wenn sie zur Verwirklichung drängen. Jedes, auch noch so profane Detail im Roman des Nobelpreisträgers Agnon glüht von einer geheimen biblischen Mystik. Die Sprache hat beides: gläubige biblische Getragenheit und einen lebensweisen Witz, der eine präzise Beobachtungsgabe verrät. Gerade diese eigenartige Verbindung gibt dem Buch eine faszinierende Lebendigkeit, die über die blosse Aktualität hinausführt und dieser fast chronikartig geführten Erzählung bleibenden Wert gibt.

Frank Arnau: Kunst der Fälscher – Fälscher der Kunst. Dreitausend Jahre Betrug mit Antiquitäten. „dms — das moderne sachbuch", Bd. 85 (Econ-Verlag, Düsseldorf. 396 S., 56 S. Abb., Ln. 15.— DM) — Dieses Buch Frank Arnaus ist ein grundlegendes Werk über die grossen Fälschungen von Kunstwerken, Bildern, Plastiken, Miniaturen, Münzen, Druckwerken, Textilien und Möbeln. Es liegt jetzt neu gestaltet und um die wichtigsten Fälle der jüngsten Zeit bereichert auf. Es bietet eine Auslese aus jahrzehntelangen Studien, Beobachtungen, Ermittlungen und Erkenntnissen. Der Autor behandelt das Wesen der Fälscher, ihre Methoden und ihre Arbeitsweisen von den primitivsten Imitationen bis zu den vollendeten Nachahmungen. Er gibt ihre Tricks, ihre sorgsam gehüteten Techniken und ihre Geheimrezepte preis. Und er erläutert die Möglichkeiten der Abwehr: die wissenschaftliche Analyse, die chemisch-physikalischen Untersuchungsmethoden und die kunstkritische Prüfung.

Elias Auerbach: Pionier der Verwirklichung. Veröffentlichung des Leo Baeck Instituts (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 414 S., Ln. DM 25.–) — Der Leser dieses Erinnerungsbuches kann das Leben des deutsch-jüdischen Autors von seiner Kindheit in einer kleinen jüdischen Gemeinde der Provinz Posen, über die Schul- und Studienjahre in Berlin bis zu seiner Einwanderung nach Palästina und schliesslich seinen Militärdienst im Ersten Weltkrieg verfolgen. Aber das Buch bietet noch mehr. Auerbach schloss sich schon 1895 der zionistischen Bewegung an, stand mit Herzl in persönlichem Kontakt und kam 1909 nach dem damals noch unverfälscht orientalischen Palästina. Er half Haifa in eine moderne Stadt verwandeln, er gründete dort das erste Krankenhaus, aber als der Weltkrieg ausbrach, tat er, was nur ein waschechter „Jecke" zu tun vermag: er schlug sich nach Deutschland durch, um dort seine Militärdienstpflicht zu erfüllen.

Ausblick in die Zukunft (Bertelsmann Sachbuchverlag, Gütersloh. 240 S., Ln., DM 24.—) — Dieses von H. Walter Bähr herausgegebene einmalige Sammelwerk enthält 32 Beiträge führender Wissenschaftler und hervorragender Autoren aus verschiedenen Ländern, darunter mehrerer Nobelpreisträger. Es wendet sich an einen breiten Leserkreis und zeigt die Probleme der zukünftigen Entwicklung auf, mit denen sich unsere Generation auseinanderzusetzen hat. Die angeschnittenen Fragen gehören nicht nur zu den brennendsten unserer Zeit, sondern besitzen auch weltumspannenden, internationalen Charakter.

Walter Benjamin: Über Kinder, Jugend und Erziehung. Edition Suhrkamp, Bd. 391. Mit Abbildungen von Kinderbüchern und Spielzeug aus der Sammlung Benjamin (Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M., 121 S., br. DM 3.–) — Der Band bringt eine Zusammenstellung von Reden, Aufsätzen, Rezensionen und dazu Fragmente aus „Einbahnstrasse" und „Berliner Kindheit um Neunzehnhundert". In den frühen Schriften beschäftigt sich Benjamin mit der praktischen Pädagogik, die ihm nutzlos erscheint, weil sie die Idee des Wissens auf ein soziales Nebengleis schiebt. Die kleinen Dinge ziehen Benjamin besonders an: so z.B. Kinderbücher, Spielzeug und Spiele. Seine Analysen sind nicht streng literarisch oder stilkritisch angelegt, sondern sie umspülen ihren Gegenstand und führen philosophisch über ihn hinaus.

Ernst Bloch: Die Kunst, Schiller zu sprechen und andere literarische Aufsätze. Bibliothek Suhrkamp, Bd. 234 (Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M., DM 6.80) – Bloch zeigt hier, wie bei Schiller das international Revolutionäre entscheidend in der Emotion liegt, wie das Rebellisch-Pathetische durch die Hochflut beeinträchtigt wird. Die Texte schlagen immer wieder um von ihrem historischen Gegenstand in die Gegenwart und zeigen, dass bedeutende Dich-

AUFBAU ist die Brücke von der Tradition zur Gegenwart

AUFBAU wahrt das geistige Erbe der grossen Wegweiser unserer Generation: Freud — Thomas Mann — Einstein — Tillich

AUFBAU lässt auf seinen Seiten die besten Autoren der Zeit zu Wort kommen

AUFBAU ist eine Notwendigkeit für jeden interessierten und intelligenten jüdischen Menschen überall in der Welt

Lesen Sie AUFBAU, die grösste und führende deutschsprachige jüdische Wochenzeitung Amerikas

Verlangen Sie Anzeigenpreislisten und Abonnementsbedingungen.

Schreiben Sie an AUFBAU, 2121 Broadway, New York N.Y. 10023 USA

tungen einen Wachtraum von Wesentlichem ins Bewusstsein der Welt bringen, und dieser poetisch-treffende Wachtraum kann jenen Prozess verschärfen, jene „Tendenz und Latenz dessen, was noch nicht geworden ist und seinen Täter braucht."

Otto Braun: Fragment der Zukunft. Aufzeichnungen eines Frühvollendeten. Hrsg.: Julie Braun-Vogelstein(Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 168 S., 4 Abb., Ln. 16.80 DM) — Die erste Ausgabe dieses Buches, 1919 erschienen, hat allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Jetzt wird eine neue Auswahl aus den Briefen und Tagebüchern Otto Brauns vorgelegt — zur Hälfte bisher unveröffentlicht —, jenes vielversprechenden Sohnes des sozialistischen Publizisten Heinrich Braun und seiner Frau, der Schriftstellerin Lily Braun, der mit kaum 21 Jahren im 1. Weltkrieg gefallen ist und dessen Aufzeichnungen einen Einblick in Lebensstil und Bewusstsein jener Jugend gestatten, die damals in den Krieg gezogen war.

Bernard Delfgaauw: Geschichte als Fortschritt. Sonderausgabe in 3 Bänden (Verlag J. P. Bachem, Köln. 746 S., Ln. DM 29.–) – Delfgaauw beschäftigt sich in seinem Werk mit dem Marxismus, dem Existentialismus, den Lehren Heideggers, Jaspers' und Sartres, wobei der Versuch unternommen wird, den Gegensatz von Philosophie und Theologie zu überbrücken. Im Band I werden Probleme aufgezeigt und Begriffe erklärt, die sich mit der Fragestellung um Mensch und Tier, Geschichte und Philosophie verbinden. Band II enthält Grundbegriffe der philosophischen Anthropologie, soweit sie für das Verständnis der Geschichte notwendig sind. In diesem Band wird auch die eigentliche

Problematik der Geschichtsphilosophie erörtert. Band III behandelt die Frage nach dem transzendenten Sinn der Geschichte. Den Abschluss seines Werkes bildet ein leidenschaftlicher Aufruf zum Weltfrieden, zum Dialog zwischen Ost und West, zwischen Christen und Atheisten.

Hans F. Erb: Der Judengaul. (Mit 12 Zeichnungen von Gottfried Teuber. Maximilian Dietrich Verlag, Memmingen/Allgäu, 117 Seiten, DM 12.80) — Diese tragikomische Lebensgeschichte eines alten Mannes versetzt uns in die Zeit zurück, da auf Deutschlands Märkten noch eine hebräisch-jiddische Handelssprache erklang. Aus den vielschichtigen Erinnerungen eines ehemaligen Vieh- und Pferdehändlers erfahren wir, wie dieser „kleine Mann" in einen Faschingsulk, „Itzigs Auszug in das Gelobte Land", verstrickt wurde und wie die Wehrmacht mit ihm und seinem „Judengaul" umging. Die „Kristallnacht" und andere Schrecken werden aus ungewöhnlicher Sicht dargestellt. Nach dem Krieg muss der alte Mann sich vor Gericht verantworten. Der Freigesprochene ist aber der Betrogene, und er schliesst daraus: „Wenn die keinen Juden mehr haben, machen sie sich einen." Ein kleiner, aber gediegener Beitrag zum Komplex der „unbewältigten Vergangenheit".

Fritz Fischer: Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik von 1911–1914 (Droste Verlag, Düsseldorf. 820 S., 3 Karten, Ln. DM 39.–) – Prof. Dr. Fritz Fischer, der sich bereits mit seinem Buch „Griff nach der Weltmacht" einen Namen weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus geschaffen hatte, knüpft in seinem neuen Buch an Problematik seines vieldiskutierten früheren Werkes in zeitlicher Rückblende an, um der Fachwelt seine Thesen nochmals durch unzählige Dokumente zu beweisen. Er untersucht die deutsche Politik der Vorkriegsjahre zwischen 1911 und 1914, wobei das Schwergewicht auf der Frage nach der Kontinuität zwischen Vorkriegs- und Kriegszielpolitik und dem Problem der Verantwortlichkeit für den Kriegsausbruch liegt. Auch dieses Buch wird, wie Fischers erstes Werk, mit seinen neuen und überraschenden Ergebnissen Diskussionen auslösen, alte Vorstellungen in Frage stellen, schliesslich aber alle diejenigen überzeugen, die sich durch Beweise und eine logische Argumentation überzeugen lassen.

Richard Friedenthal: Entdecker des Ich. Montaigne, Pascal, Diderot (R. Piper & Co. Verlag, München. 410 S. m. 3 Abb. auf Tafeln. Ln. DM 25.–) – Die drei grossen französischen Denker repräsentieren drei Jahrhunderte europäischer Aufklärung, drei Stationen der europäischen Geistesgeschichte von der ersten Entdeckung des Ich bis zur vollen Entfaltung der Individualität. In einer Zeit stärkster religiöser wie politisch-sozialer Bindungen haben sie mit bis dahin unbekannter Fruchtlosigkeit den Weg des Menschen zur Mündigkeit bereitet. Am Beginn dieses Weges stand die kritische Selbstanalyse, die Entdeckung des eigenen Geistes (Montaigne). Mit Pascal beginnt das mathematisch-naturwissenschaftliche Zeitalter, dessen erster Kritiker Pascal selbst wird. Der vorurteilsfreie Enzyklopädist Diderot steht mit seinem Werk auf einem vorläufigen Höhepunkt des bis heute nicht zu Ende gegangenen Weges der Aufklärung. In Richard Friedenthal haben die drei grossen Aufklärer einen artverwandten Interpreten gefunden. Mit lockerer Hand entwirft er das geistige Bild der Zeit und der drei Männer. Fehlen seinem Buch auch Quellen- und Belegangaben, so stecken doch hinter der gefälligen, anschaulichen und heiteren Darstellung gründliche Detailstudien.

Paul Frischauer: Knaurs Sittengeschichte der Welt. Bd. II. Von Rom bis Rokoko (Verlag Drömer/Knaur. 400 S., 177 Abb., 4 Farbtaf., Zeittaf., Bibliographie, Register. Ln. 32 DM) – Im ersten Band dieser Sittengeschichte beschrieb Frischauer die Liebessitten von den frühen Menschen bis ins Rom

des Kaisers Augustus. Der zweite Band verspricht gewiss nicht weniger, denn er spiegelt alle Bräuche und Wandlungen des Liebesspiels von den Orgien Neros bis zu den Galanterien des Rokoko wider. Bücher wie diese, werden in unseren Tagen einer gewandelten Geschlechtsmoral nicht mehr hinter der Theke gehandelt und in der zweiten Reihe des Bücherregals schamhaft versteckt. Umso mehr, als es Frischauer nicht um den Nervenkitzel erotisch-sexueller Sensationen geht, sondern er stellt die Geschichte der Liebessitten in engen Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit, mit den herrschenden kulturellen und religiösen Gebräuchen der betreffenden Völker, mit ihrer Bewussteinsstufe, ihrem Lebensgefühl und ihrer politischen Situation. Auf diese Weise erhalten auch die ausgewählten Illustrationen ihren positiven Stellenwert.

Sendung und Schicksal des Judentums. Aus nachbiblischen Quellen. Mitgeteilt von Nahum Norbert Glatzer. Hegner-Bücherei (Jakob Hegner Verlag, Köln. 270 S., Ln. DM 16.80) – Die ursprüngliche Fassung dieses Buches erschien 1931 im Berliner Schocken Verlag. Die vorliegende Ausgabe wurde vollständig überarbeitet und im Inhalt wesentlich verändert, um für unsere Gegenwart etwas Authentisches über den Umkreis jüdischen Denkens und jüdischer Religiosität auszusagen. Das Buch enthält im ersten Teil nachbiblische Apokryphen, beschäftigt sich im zweiten Teil mit den Essäern, im dritten mit Philo und Josephus, schliesslich mit Talmud und Midrasch und gibt abschliessend eine Übersicht aus dem Schrifttum des jüdischen Mittelalters.

Heinz Mosche Graupe: Die Entstehung des modernen Judentums. Geistesgeschichte der deutschen Juden 1650–1942. Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Bd. 1 (Leibniz Verlag, Hamburg. 386 S., Ln. DM 25.–) – Über die deutschen Juden und ihre spezielle Bindung an das Deutschtum gibt es bereits eine ganze Bibliothek. Dennoch hat das Buch Graupes seine Daseinsberechtigung, weil es aufzeigt, weshalb die machtlosen, armen und rechtlosen Juden so gierig nach der Möglichkeit griffen, sich ihrer Umwelt anzupassen, sobald dies erlaubt wurde, bis sie darüber sogar ihre eigene Kultur und Tradition aufgaben. Und sobald sie es taten, geschah dies mit „deutscher Gründlichkeit": sie strebten nicht mehr die Rückkehr nach Jerusalem an, sie liessen sich taufen oder aber sahen sich als Deutsche mosaischen Glaubens an, sie glichen ihren Ritus dem der protestantischen Bevölkerungsmehrheit an, und als dann der Antisemitismus kam, waren sie mehr schockiert als ihre Glaubensgenossen in anderen Ländern Europas. Graupe weist dabei auf Parallelen zwischen der Entwicklung der Juden Deutschlands und Amerikas hin, die tatsächlich frappieren.

David Ben Gurion: Briefe an meine Frau. Hrsg. von Rolf W. Schloss (List Verlag, München. 336 S., Ln. DM 22.–) Die Auswahl von Briefen, die Israels grosser alter Mann an Frau und Kinder richtete, reicht von 1918—19 (als er in der Jüdischen Legion diente) bis zur Londoner Konferenz von 1939 (als deren Resultat die Juden endgültig die Hoffnung begraben mussten, die Schaffung einer nationalen Heimstätte in Palästina im Einklang mit Arabern und Briten realisieren zu können). Die Briefe ergänzen die Biographie ihres Schreibers und die wechselvolle Geschichte vom Werden des jüdischen Staates.

Stefan Heym: Lassalle. Ein biographischer Roman (Bechtle Verlag, München. 424 S., Ln. 25 DM) — Die Idee Stefan Heyms, Lasalle als Romanhelden zu adaptieren, ist ganz bestimmt originell. Das Leben dieses Mannes, der eine Mischung von „Philosoph, Politiker, Salonlöwe, Stückeschreiber, Polemiker und Don Juan" war, ist ebenso ein waschechtes Romanthema, wie sein Tod: sein Rivale Yanko von Racowitza schoss Lassale in die Genitalien und der Frauenheld starb also eines symbolischen Todes.

Die wahren Höhepunkte des Lebensdramas, die Konfrontation von Bismarck und Sophie von Hatzfeldt, hat Heym zu kleinen Meisterwerken gestaltet. Heym hat mit psychologischem Einfühlungsvermögen das Leben dieses Mannes aus dem Breslauer Ghetto nachgezeichnet: sein Ehrzeig, seine Don-Juan-Allüren, sein Vergnügen daran, Gesprächspartner von Bismarck zu sein – all dies war eine Kompensation des jüdischen Minderwertigkeitskomplexes. Lassalles Kampf um Demokratie und soziale Gerechtigkeit war die unbewusste eschatologische Idee vom Reich Gottes auf Erden.

David Herstig: Fetua. Der arabisch-israelische Konflikt. Ursachen und Auswirkungen (Olzog Verlag, München. 218 S., br. DM 16.80) — Herstig beschreibt das arabisch-israelische Verhältnis aus der Sicht eines Israeli. Basis seiner Argumentation sind die Verhältnisse in biblischer Zeit. Von Bedeutung und informativ sind in diesem Band vornehmlich Auszüge aus Texten von David Horovitz, Izhak Rabin, Yigal Yadin und aus dem Buch Husseins über den letzten Krieg zwischen Jordanien und Israel.

König Hussein von Jordanien: Mein Krieg mit Israel (Molden Verlag, Wien. 200 S., Ln. DM 16.80) – Im Gespräch mit zwei Journalisten schildert Hussein seine tragische Verstrickung in den Sechstagekrieg und die Ursachen der arabischen Niederlage aus seiner persönlichen Sicht. Zwar gibt er die Rivalität der Führer untereinander zu, den Selbstbetrug der arabischen Kommandanten, aber in gewissem Masse setzt er diese Methode selber fort. Hussein schildert im Buch Bombardierungen israelischer Gebiete, die niemals stattgefunden haben, was entweder darauf zurückzuführen ist, dass er Opfer falscher Berichte seiner Piloten wurde, oder aber auf den Versuch, den Widerstand Jordaniens auszuschmücken.

Jules Isaac: Genesis des Antisemitismus. Vor und nach Christus (Europa Verlag, Wien/Frankfurt/Zürich. 272 S., Paperback, DM 17.80) — Jules Isaac untersucht in dem vorliegenden Essay die Stichhaltigkeit von Behauptungen, wie „Der Antisemitismus ist ebenso alt wie das Judentum selbst ..." und erbringt anhand zahlreichen Materials den Beweis dafür, dass die Verachtung und Verfolgung der Juden sich erst mit dem Erstarken der römischen Kirche entwickelt hatte. Jules Isaac, der sein gesammeltes Material zu dieser Frage über Johannes XXIII. Kardinal Bea zustellen liess und der sich um die „Judenerklärung" des Vatikanischen Konzils verdient gemacht hatte, konnte es nicht begreifen, wieso ausgerechnet eine Religion der Nächstenliebe, gepredigt von einem Juden, sich zur Lehre des Hasses gegen das jüdische Volk verwandelt hatte.

Anton Jirku: Von Jerusalem nach Ugarit (Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz) — In diesem Buch legt der Autor eine ganze Reihe von Arbeiten aus der Zeit von 1912 bis 1960, die zum Grossteil schon lange vergriffen und gesucht sind, in Form eines Sammelbandes neuerlich vor. Der neue Band stellt diese auch vom Standpunkt der Vergleichenden Religionswissenschaft aus sehr wertvollen Arbeiten der Forschung wieder zur Verfügung. Der Titel des Sammelbandes gibt über die verschiedenartige Thematik des Werkes Aufschluss. Das wichtigste Anliegen des Bandes ist es, das Alte Testament mit der Welt des Alten Orients zu vergleichen, um es dadurch verständlicher zu machen.

Otto Kaiser: Einleitung in das Alte Testament. Eine Einführung in ihre Ergebnisse und Probleme (Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh. 336 S., Ln. DM 24.—) — Seit einigen Jahrzehnten ist die alttestamentliche Wissenschaft in einem Umbruch begriffen. Eine bis an die Grenze des Über-

schaubaren anwachsende Spezialliteratur hat nicht nur neue Einzelerkenntnisse zutage gefördert, sondern zu einer Verlagerung der Gesichtskreise, der Probleme und Methoden geführt, die es dem Studenten erschweren, einen eigenen Zugang zum Alten Testament zu finden. In dieser Lage ist das Buch des Marburger Alttestamentlers eine willkommene Hilfe. Aus dem lebendigen akademischen Unterricht erwachsen, behandelt das Buch in gründlicher Auseinandersetzung mit den Texten rückschauend die Ergebnisse der Forschung und zugleich vorwärtsblickend ihre Probleme.

Philip Kapleau: Die drei Pfeiler des Zen. Lehre — Übung — Erleichterung (Rascher Verlag, Zürich. Mit 10 Ochsenbildern und 8 Zen-Positionen. 480 S., Ln. 49 DM) — In diesem bemerkenswerten Buch über den Zen-Buddhismus ist es dem Autor, der selbst ein hoher Zen-Priester ist, gelungen, systematisch und erschöpfend die Praxis und die Theorie der beiden grossen Zweige des Zen, der Rinzai- und der Soto-Sekten, dem westlichen Denken begreiflich zu machen. Anhand von bisher im Westen unbekannten Quellen, Texten und Kommentaren sowie den autobiographischen Berichten zeitgenössischer Asiaten, Europäer und Amerikaner, die durch Zen zur Erleuchtung gelangten, wird hier das faszinierende Bild östlicher Geistigkeit für den Leser lebendig.

Ulrich Kellermann: Nehemia. Quellen, Überlieferung und Geschichte. Beiheft 102 zur Zeitschrift für alttestamentliche Wissenschaft (Walter de Gruyter & Co. Verlag, Berlin. XII, 227 S., Ln. 50 DM) — Alttestamentler und Judaisten werden ganz besonders diese Arbeit begrüssen, die die geschichtlichen Zusammenhänge der Statthalterschaft Nehemias aufhellen. Nehemia, der „Gott-Tröster", Statthalter in Juda und Günstling Artaxerxes', gehört in eine innerjudäische Auseinandersetzung zwischen prophetisch-eschatologisch ausgerichteten Kreisen und der theokratisch orientierten Oberschicht. Es sind für den Fachmann erregende Fragen, die hier zur Diskussion stehen, und Ulrich Kellermanns Studie verdient deshalb alle Aufmerksamkeit.

Marianne Kesting: Panorama zeitgenössischen Theaters. 59 literarische Porträts (R. Piper & Co. Verlag, München. 353 S., 60 Abb., Piper-Paperback, DM 16.80) – Die vorliegende Neuausgabe stellt eine erweiterte und revidierte Fassung des erstmals 1962 erschienenen Buches dar. Einige Beiträge fehlen, andere wurden neu aufgenommen (z.B. über Mrozek, Wesker, Nelly Sachs, Martin Walser, Rolf Hochhuth, Peter Weiss u.a.). Die ausserordentlich kenntnisreichen, genau und instruktiv geschriebenen Porträts dieses Buches bilden eine gelungene Synthese zwischen Essay und kritischer Analyse: sie verzichten auf wissenschaftliche Begrifflichkeit und versuchen von einzelnen Beispielen auf das Ganze des modernen Theaters zu schliessen.

Hans und Shulamith Kreitler: Die kognitive Orientierung des Kindes. (Ernst Reinhardt Verlag, München. 206 S., 39 Tab., Ln. DM 19.80) — Durch das Experiment einer Meinungsforschung bei Vier- bis Sechsjährigen versucht das bekannte Psychologenehepaar der Universität Tel-Aviv der Bedeutung früher Kindheitserlebnisse für die Formung der Persönlichkeit auf die Spur zu kommen. In verschiedenen Kindergärten wurden jeweils Knaben und Mädchen westlicher und orientalischer Herkunft zur Befragung herangezogen. Es zeigte sich, dass die Ansichten der Kinder zur Einschätzung der Erwachsenen, die Kenntnisse der Funktionen ihres Körpers, die geäusserten Wünsche und Ängste weitgehend realistisch und vernünftig sind. Daraus ergibt sich eine viel grössere Beeinflussungsmöglichkeit im Positiven wie im Negativen, eine Tatsache, der diese Untersuchung zum ersten Male in der Form Rechnung trägt.

Wo ist unser buntes Theben? Briefe von Else Lasker-Schüler, Band 2. Hrsg.: Margarete Kupper (Kösel-Verlag, München. 398 S., 4 Taf., Ln. DM 28.–) – Diese Mitteilungen, Bitten und Klagen, diese Hilferufe für sich und andere aus den Jahren 1893–1944 beweisen, wie schwer das Leben eines Menschen sein kann, dessen dichterisches Werk so voller goldener Träume ist. „Die grösste lebende Dichterin deutscher Sprache" (Gottfried Benn) starb bettelarm, einsam und verzweifelt in Jerusalem. Ihre Ehe mit Herwarth Walden scheiterte, ihr geliebter Sohn starb früh an Tuberkulose. Diese Briefe zeigen, „wie falsch sie", um mit Tucholsky zu reden, „geboren war, von wegen Ort und Zeit". Vielleicht wäre Else Lasker-Schüler, die ihre Briefe als „Jussuf, Prinz von Theben", „Tino von Bagdad" oder „Ihre kleine Beduinin" unterzeichnete, heute als Hippie oder „Blumenkind" berühmt und verehrt, und unter einer dieser Mitteilungen stünde nicht die erschütternde Unterschrift: „Die da geboren wurde, um zu leiden." Diese Briefe lassen uns miterleben, dass es nicht neu ist, ausserhalb der bürgerlichen Welt zu existieren.

Siegfried Lenz: Deutschstunde (Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg. 560 S., Ln. 26 DM) — Der Titel ist doppeldeutig: Siggi Jepsen, Jugendlicher, schwer erziehbar, hat den Aufsatz, vor dem er in der Deutschstunde versagte, in seiner Freizeit anzufertigen; dem Leser wird mit dem Thema des Aufsatzes „Die Freuden der Pflicht", offenbart, was „deutsch" mindestens für diesen und jenen sein kann: eine Sache um ihrer selbst willen tun wird erst dann genussreich, wenn sie befohlen ist. Aber damit ist die Problematik nicht annähernd erschöpft. — Was Lenz aus der Schar der Autoren der „Vergangenheitsbewältigung" hervorhebt, ist Niveau. Auch bei Lenz ist es ein kleiner „Befehlsempfänger", der einem Künstler das verordnete Malverbot aushändigt und es zu überwachen hat. Indem aber Lenz den Leser die Grösse des Künstlers spüren lässt, verhilft er dem kümmerlichen Polizeispitzel zu Grossformat aus Kleinkariertheit — mit Staunen beobachtet man, wie der Autor diesen beschränkten Menschen zum freudigen Liebhaber einer Pflichterfüllung gestaltet. Dass auch der Maler eine Pflicht erfüllt — an sich nämlich und an der menschlichen Würde —, und damit unendlich hoch über dem Gendarmen steht, führt jene Polarität herbei, die das Buch spannend macht. Siegfried Lenz erweist sich als ein Fabulierer mit einer bildhaften, verständlichen, sauberen Sprache.

Heinz David Leuner: Religiöses Denken im Judentum des 20. Jahrhunderts. Schriftenreihe für christlich-jüdische Begegnung, Bd. 1 (Theologischer Verlag Rolf Brockhaus, Wuppertal-Vohwinkel. 96 S., kt. 5.80 DM) — Leuner entfaltet hier ein faszinierendes Bild jüdischer Religiosität. Er zeigt auf, wie Judentum gleichzeitig Religion und Volk umfasst und lässt der Definition des Begriffes Judentum in seinem Doppelcharakter als Volk und Religion eine Darstellung der verschiedenen jüdischen Richtungen, ihrer Geschichte, ihrer Bedeutung und ihrer heutigen Ziele folgen.

George Lichtheim: Ursprünge des Sozialismus. dms-Band 86 (Bertelsmann Sachbuchverlag, Gütersloh. 304 S., Ln., DM 15.—) — George Lichtheim, ein glänzender Kenner des Sozialismus, geht dessen Ursprüngen bis zur Revolution von 1789 nach, weist auf die Anfänge in England und Frankreich hin, auf die klassische Formulierung durch Karl Marx und führt die Geschichte bis zum kommunistischen Manifest fort. Lichtheim macht auch deutlich, dass es sich beim Sozialismus keineswegs um eine homogene Bewegung handelt, dass seine Heterogenialität vielmehr sehr deutlich den Ideenreichtum und die Komplexität der politischen Geschichte, jene ereignisreichen Jahrzehnte vor 1848 wiederspiegelt, in denen sich zur gleichen Zeit ein marxistisch-sozialistischer Ideen- und Formelnkanon formierte.

Karl Löwith: Von Hegel zu Nietzsche. Studienausgabe (S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M., 468 S., 18 DM) — Karl Löwith beendete seine Studie über den revolutionären Bruch im Denken des 19. Jh. 1939 im japanischen Exil. Sein Buch hat beim ersten Erscheinen Aufsehen erregt und behielt bis heute seine Bedeutung. Im Blick auf die Extreme analysierte Löwith eine entscheidende Epoche der deutschen Geistesgeschichte. Hegel repräsentiert für ihn seit je die letzte Philosophie aus christlicher Sicht. Nietzsche ist der Exponent einer ausser sich geratenen Reflexion. Der entscheidende Bruch der Vermittlung zwischen Wirklichkeit und Vernunft aber vollzieht sich durch Marx und Kierkegaard. Löwiths Betrachtungen zur Hegelschen Linken, zum Problem der Arbeit, der Bildung und der Humanität im 19. Jh. sind denen von Lukàcs ebenbürtig und bilden zu dessen marxistischen Interpretationen einen Gegenpol.

Clara Malraux: Wer den Ruf vernimmt (Rainer Wunderlich Verlag, Hermann Leins, Tübingen. 356 S., Ln. DM 24.80) — „Der Mensch, der es versteht, das Leben und die Schöpfung anderer Menschen zu geniessen, ist der vollendetste Künstler" — und als vollendete Künstler treffen sich André Malraux und Clara, das junge Mädchen aus reichem jüdischen Hause. Es ist sorglos, hochgebildet, genial — sie ist fasziniert von dem Reiz des Risikos und der Illegalität, voll Abscheu vor den gesellschaftlichen Regeln, erstarkt in der nach dem Ersten Weltkrieg einsetzenden Emanzipierung der Frau. Auf welchem Weg ihre Entwicklung verlief, von den Steinwürfen in Magdeburg auf die Achtjährige über den Ausbürgerungsprozess in Paris und die Reise nach Kambodscha, wo die beiden Tempel ausraubten, bis zur Rückkehr in die literarischen Zirkel von Paris, schildert Clara Malraux mit generöser Offenheit.

Robert E. L. Masters und Jean Houston: Psychedelische Kunst. Mit Beiträgen von Barry N. Schwartz und Stanley Krippner. „Knaurs Kunstgeschichte in Farben" (Droemer/Knaur Verlag, München. 208 S., 110 Abb. und 32 Farbtaf., Ln. DM 22.50) — Der Andeutungen über die Eigenart künstlerischer Aussagen, die unter der Wirkung bewusstseinsverändernder Drogen zustande kommen, sind viele: „Surrealismus des technologischen Zeitalters", „bewusster künstlerischer Ausdruck von Sinn und Inhalt psychedelischer Erfahrung" usw. Zu einer Begriffsbestimmung konnte es nicht kommen, da die Versuche erst in einem Anfangsstadium stehen. Dafür wird um so mehr für die Zukunft prophezeit, für welche die psychedelische Zustandswelt unvorstellbare Glückseligkeitswirkungen bereithält. Schwärmerisch orientierte Information über ein fragwürdiges Phänomen.

Fritz Mauthner: Prager Jugendjahre. Herausgegeben von Peter Härtling (S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M., 336 S., Ln. DM 18.—) — Fritz Mauthners Erinnerungsbuch, erstmals 1918 erschienen, feiert Wiederauferstehen. Es sind die Erinnerungen eines Prager Juden, der „deutsch spricht und denkt, der tschechisch vom Gesinde lernt und jiddisch bei Verwandten hört". Mauthners Erinnerungen sind heute schon eine wichtige Geschichtsquelle über jenes Prag, in dem einst Tschechen, Deutsche und Juden zwar ihre nationalen, oft sogar chauvinistischen Kämpfe austrugen, trotzdem einander befruchteten und miteinander auskamen. Die bunte Wechselwirkung politischer, sprachlicher und menschlicher Einzelzüge hebt die Darstellung über Cliché-Erinnerungen hinaus.

James A. Michener: Iberia. Reisen und Gedanken (Verlag Drömer/Knaur, München. 800 S. mit 156 Fotos und 20 Karten, Ln. DM 39.50) — Aufgeteilt in dreizehn Kapitel gibt dieser überaus informative und eindringliche Band

aus der Feder eines bekannten Autors ein umfassendes Bild spanischer Geschichte und Gegenwart. Micheners Buch ist ein Buch zum Lesen, die zahlreichen Fotos von Robert Vavra lassen auch das Blättern und Anschauen zum Vergnügen werden — immerhin ein Buch, das jeden begeistern wird, was immer Spanien für ihn bedeutet. Und da Michener Spanien aus ausgedehnten Reisen im Laufe von fast 40 Jahren kennt, weiss er über Land und Leute, Naturschönheiten und Sitten, über das Leben in den Städten wie auf dem Lande Bescheid.

Franz Mittler: Gesammelte Schüttelreime. (Gardena Verlag, Fritz Molden, Wien, 95 S.) — Einst war der Klavierbegleiter bei den Nestroy und Offenbach gewidmeten Abenden im „Theater der Dichtung" von Karl Kraus. Später, im amerikanischen Exil, war er der Mitbegründer des First Piano Quartett. Der heute in Oberbayern im Ruhestand lebende Franz Mittler legt nun eine Sammlung seiner überaus gediegenen und kunstvollen, manchmal doppelt und sogar vierfach geschüttelten Reime vor. Das mit einem geistreichen Vorwort von Friedrich Torberg ausgestattete und amüsant bebilderte Bändchen ist eine höchst vergnügliche kleine literarisch-künstliche Kostbarkeit.

Alexander Mitscherlich (Hrsg.): Das beschädigte Leben. Diagnosen und Therapien in einer Welt unabsehbarer Veränderungen. Ein Symposion (R. Piper & Co., Verlag, München. 178 S. m. Abb., Piper-Paperback, DM 9.80) — Psychologen, Biologen, Politologen, Städteplaner und Pädagogen stellten sich in einem Symposion die Frage nach der Marschrichtung des raschen Fortschrittes und versuchten aus der Sicht der jeweiligen Fachdisziplin eine „Neubestimmung der Wirklichkeit", indem sie das „beschädigte Leben" unserer Gesellschaft diagnostizierten. Der vorliegende Band enthält alle Referate und Diskussionsbeiträge, die auf dem Symposion vorgetragen wurden, und gewährt damit dem Leser vielfältige Einblicke in einen Themenkreis, von dem wir in irgendeiner Weise betroffen sind.

Alexander Mitscherlich: Die Idee des Friedens und menschliche Aggressivität (Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M., 144 S., gb. DM 6.80) — Diese Abhandlungen geben einen Einblick in das Werk des Friedenspreisträgers des Deutschen Buchhandels 1969. Mitscherlich zeigt an der Vater-Sohn-Problematik, wie sich der seit jeher latent vorhandene Aggressionsüberschuss in den neuen Grossräumen unserer technischen Umwelt verstärkt. In einer „Anpassung" des Menschen an sein verändertes Denken sieht Mitscherlich eine Chance zur Meisterung der Aggressionen und Fehlanpassungen. Er deckt die innerseelischen Bedingungen auf, die eine allgemeine Pazifizierung hemmen. In einer Verwandlung des Affekthaushaltes unserer Gesellschaft sieht er einen möglichen Weg zum Frieden.

Christian Morgenstern: Galgenlieder (Maximilian Dietrich Verlag, Memmingen, 120 Seiten, DM 19.80) — Wer kennt sie nicht, diese köstlichen, geistvollen, tiefsinnigen und doch so vergnüglichen Gedichte, die der Dichter „dem Kinde im Menschen" gewidmet hat? Mehrere Generationen haben sich daran delektiert, und in den letzten Jahren erschienen sogar drei verschiedene englische Übersetzungen. Bei einer Neuauflage dieser weitverbreiteten Lyrik ist vor allem nach der Qualität der Ausgabe zu fragen. In diesem Fall ist diese Frage durchaus positiv zu beantworten. Der Ende 1968 allzu früh verstorbene Fritz Fischer hat zu dieser Ausgabe 44 phantastisch-skurrile, der Morgenstern'schen Welt durchaus kongeniale Zeichnungen beigesteuert, und der gute Druck und die vorbildliche Ausstattung haben ein höchst erfreuliches und begehrenswertes Geschenkbuch geschaffen.

Martin Noth: Gesammelte Studien zum Alten Testament II. Mit einer Gedenkrede von Rudolf Smend und der von Hermann Schult zusammengestellten Bibliographie, herausgegeben von Hans Walter Wolff (Chr. Kaiser Verlag, München. 224 S., kt. DM 16.50) – Der vorliegende Band vereinigt das vertraute theologisch wichtige Material aus der Feder des vor anderthalb Jahren verstorbenen Wissenschaftlers. Es reicht von der für die weitere Erforschung des Danielbuches unentbehrlich gewordenen Analyse des damaligen Greifswalder Assistenten bis hin zu seinem letzten Vortrag, den der Autor wenige Monate vor seinem Tode in Jerusalem gehalten hat und der in seinen ersten Teilen souverän ein Kapitel ihm vertrauter Geschichte Israels nacherzählt.

Christoph Plag: Israels Wege zum Heil. Eine Untersuchung zu Römer 9 bis 11. Arbeiten zur Theologie, I. Reihe, Heft 40 (Calwer Verlag, Stuttgart. 79 S., kt. DM 9.50) — Dies ist eine auf christlicher Theologie fussende Untersuchung, die sich mit zwei verschiedenen Ansichten über Israels Heil nach den Vorstellungen des Apostels Paulus beschäftigt. Das Heft ist in erster Reihe an theologisch gebildete und interessierte Leser gerichtet.

Richard Pokorny: Psychologie der Handschrift (Ernst Reinhard Verlag, München. 280 S., DM 36.—) — Die Graphologie, oft noch mit Wahrsagerei verglichen, ist eine durchaus seriöse Wissenschaft, ein Hilfszweig der Psychologie, nur dass sie vielfach von Dilettanten missbraucht wird. Die Handschrift ist der Ausdruck der gesamten Persönlichkeit, aber zu ihrer Beurteilung ist viel Erfahrung, Zeit und Mühe nötig. Der israelische Autor legt in diesem Buch Resultate einer Lebensarbeit vor. In einzelnen Kapiteln untersucht er die Bedeutung von Papier und Schreibmaterial, von Nationalität und Schule, Anlass und Zweck, Geschlecht und Alter, Raumeinteilung, Grösse und Formen, Druck und Rhythmus der Schrift. Diese und andere Merkmale können jeweils mit bestimmten Eigenschaften in Beziehung gebracht werden, ihre Beurteilung kann aber verschieden sein, je nachdem man sie im Sinne der Psychologie Freuds, Jungs oder der Typenlehre Kretschmers — diese Beispiele bringt Pokorny — wertet. Die Deutungsarbeit wird an Hand zahlreicher Schriftproben und Tabellen näher illustriert.

Religion, Kultur und sozialer Wandel. Religion und Gesellschaft in den Entwicklungsländern. Internationales Jahrbuch für Religionssoziologie, Bd.5. Hrsg. von Joachim Matthers (Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen. 194 S., kt. DM 39.—) — In manchen Entwicklungsländern, die sich in raschem Industrialisierungsprozess wirtschaftlich schnell entwickeln, entstehen Konflikte zwischen konservativen und fortschrittlichen Kräften, die zu spannungsgeladenen Entwicklungen innerhalb des religiösen Systems führen. Die im Grunde gesellschaftliche Konflikte werden als religiös angesehen und entsprechend ausgetragen. Der Zusammenhang zwischen Kultur, Religion und sozialem Wandel wird in diesem Band des Jahrbuches in mehreren grundsätzlichen Abhandlungen, die sich auf christliche Gesellschaften beziehen, nachgegangen. Eine weitere Studie befasst sich mit der Behauptung der Magie auch unter den Bedingungen fortgeschrittener Industrialisierung. In einem folgenden Band soll die Thematik fortgesetzt werden, indem in mehreren Einzelfallstudien die Rolle religiöser Faktoren im Modernisierungsprozess untersucht wird.

Lothar Rothschild, Gesinnung und Tat. Berichte aus jüdischer Sicht. (Verlag Huber Frauenfeld, 1969, 268 Seiten) — Dieses äusserlich und innerlich prächtige Werk enthält in zwei Abteilungen, „Aus jüdischer Gläubigkeit"

und „Gestern und heute", eine Reihe inhaltlich und stilistisch feiner Essays. Obwohl die Aufsätze voneinander unabhängig sind, bieten sie doch in grossen Zügen ein Gesamtbild des Judentums. Jeder Essay ist ein kleines Kabinettstück von lebendiger Anschaulichkeit. Die Gedankenführung des Verfassers ist getragen von dem Ideal der Humanität, ob es sich um religiöse Themen handelt wie den Talmud oder das Gebet, um historische wie „Theodor Herzls prophetische Sendung" oder um die Verbindungslinie zur Gegenwart etwa in „Gemeinde und Gemeinschaft". Die beiden Studien zur Emanzipationsgeschichte führen hin zur Toleranzidee, deren Gegensatz, die Undulsamkeit, von der Geschichte grausam beleuchtet wurde, wie in der Ansprache „Brennende Synagogen" tief empfunden ist. Die innere Entwicklung des Judentums wird von religiös-liberaler Warte aus gesehen.

Diese ansprechend und doch anspruchslos dargebotene Sammlung wird zweifellos bei jüdischen und nichtjüdischen Lesern Anklang finden. Sie erhebt sich turmhoch über die durchschnittliche, pilzartig hervorschiessende christlich-jüdische Annäherungsliteratur. Die vortreffliche Einführung des Zürcher Fraumünsterpfarrers Peter Vogelsanger sei besonders hervorgehoben; sie ist des Inhalts des Buches würdig. Es darf als ein glücklicher Wurf begrüsst werden.

Guido Kisch

Carl Schneider: Kulturgeschichte des Hellenismus. Bd. II (C. H. Beck Verlag, München. VIII, 1180 S., Ln. 98 DM) – Der zweite Band dieses wichtigen kulturhistorischen Werkes entwirft ein Bild von der Alltagskultur des hellenistischen Menschen und behandelt die grossen Kulturschöpfungen in Wissenschaft, Recht, Dichtung, Philosophie und Religion. Im letzten Teil schliesslich wird versucht, die innere Entwicklung der hellenistischen Kultur im Verlauf der hellenistischen Jahrhunderte aufzuzeigen. Der Autor meistert souverän einen ungeheuer reichen und komplexen Stoff und legt eine erregende Darstellung der farbigen Epoche des Altertums vor. Der Wert dieses Bandes wird noch gesteigert durch das ausführliche Gesamtregister sowie eine ausgewählte, ungewöhnlich reichhaltige und vielseitige Bibliographie der hellenistischen Kulturgeschichte.

Walter Sorell: Knaurs Buch vom Tanz. Der Tanz durch die Jahrhunderte (Droemer/Knaur, München. 304 S. mit 250 z.T. farbigen Illustrationen. Ln. DM 52.–) Ein Ballett- und Theaterkritiker hat dies Buch geschrieben und die wichtigsten Abschnitte aus der langen Geschichte des Tanzes herausgegriffen. Die verschiedenen Ausdrucksformen, von der archaischen Kunst des Tanzes, der primitiven bis zur jüngsten Gegenwart sind anschaulich fixiert. Mehr noch, die Geschichte des Tanzes wird so zugleich Abbild menschlicher Beziehungen und gesellschaftlicher Gegebenheiten. Sorell hat das mit Prägnanz und dem Spürsinn eines kunstverständigen Journalisten dargestellt. Motive wie Tod und Teufel, die tänzerischen Chiffren des Ostens, Folklore und schliesslich die Geburt des Balletts aus dem Geist der Renaissance werden interpretiert und durch das Bildmaterial verdeutlicht. Auf Vollständigkeit erhebt dieses Tanzbuch schon deshalb keinen Anspruch, weil sie zu erreichen unmöglich ist.

Spectaculum 12 (Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M., 320 S., DM 12.80) — Alljährlich erscheint ein Spectaculum-Band mit einem halben Dutzend Theaterstücken. Im zwölften Band sind es vielgespielte Stücke von Max Frisch („Biografie"), Martin Walser („Zimmerschlacht"), Peter Handke („Kaspar") neben Heiner Müllers „Philoktet", Vaclav Havels „Gartenfest" und „Die Nacht der Mörder" von José Triana, dem wichtigsten Dramatiker des revolutionären Kuba.

Georg Steiner: Sprache und Schweigen. Essays. Mit einem Vorwort „An den deutschen Leser" (Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M., 400 S., DM 26.–) – Steiners Essays sind in drei Gruppen gegliedert. Eine Gruppe bilden Arbeiten, die sich mit dem Problem des Marxismus und Literatur auseinandersetzen. In einem anderen Abschnitt steht der berühmte Essay über das „Hohle Wunder" im Mittelpunkt, der sich mit der Frage der deutschen Nachkriegsliteratur wie überhaupt mit der deutschen Situation auseinandersetzt.

Eleonore Sterling: Kulturelle Entwicklung im Judentum von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Schriftenreihe für christlich-jüdische Begegnung, Bd. 2 (Thelogischer Verlag Rolf Brockhaus, Wuppertal-Vohwinkel. 48 S., kt. 3.80 DM) — Mehr als 300 Jahre kulturelle Entwicklung auf 48 Seiten zu schildern, ist gewiss eine Leistung. Eleonore Sterling vermochte in knapper aber das Wichtigste berücksichtigender Art die frühe freiheitliche Entwicklung in Holland, England und Amerika, die Unterdrückung im Osten und die „schöpferische aber auch tragische Entwicklung" in Deutschland in dieser Arbeit einzufangen.

Karl Valentin: Sturzflüge im Zuschauerraum. Der gesammelten Werke anderer Teil. Mit einer Einführung von Kurt Horwitz. Hrsg.: Michael Schulte (R. Piper & Co., Verlag, München. 309 S., mit 23 Fotos auf Tafeln. Ln., DM 17.80) – Diesem Mimen flicht die Nachwelt Kränze. Jedenfalls hört sie sich immer noch mit Vergnügen die zahlreichen Valentin-Schallplatten an, und auch seine Filme werden wieder aus den Archiven ausgegraben. Aber vor allem der Textdichter Valentin gewinnt weiter an Ansehen. Der „Riesenblödsinn", den er sich selbst auf den hageren Komikerleib schrieb, ist literaturgeschichtsreif geworden, seitdem man die verblüffende Verwandtschaft der Texte mit dem absurden Theater entdeckt hat. Die jetzt vorgelegte Spätlese – zum grössten Teil bisher ungedruckte Mono- und Dialoge, Couplets und Stücke – enthält noch manchen hübschen Fund.

Richard Wagner: Mein Leben. Authentische Veröffentlichung des vollständigen Textes unter Zugrundelegung der im Richard Wagner-Archiv in Bayreuth aufbewahrten Diktatniederschrift. Ergänzt durch Richard Wagners Annalen 1864 bis 1868 und eine Zeittafel für die Jahre 1869 bis 1883. Mit einem Nachwort von Martin Gregor-Dellin (List Verlag, München. Sonderausgabe in 2 Bd., zusammen 834 S., Ln. DM 26.—) — Die Autobiographie enthält Wagner ganz, und seine Gestalt spiegelt sein Jahrhundert, "physiognomisch zerfurcht von allen seinen Zügen, überladen mit allen seinen Trieben", wie Thomas Mann sie sah. Ein kulturgeschichtliches Dokument, eine Selbstdarstellung wird allen Streitigkeiten und Vermutungen enthoben, die sich nahezu ein Jahrhundert lang daran knüpfen, weil das früheren Ausgaben zugrundeliegende Manuskript lückenhaft war.

Martin Walser: Das Einhorn. Roman (Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M., 491 S., Ln. DM 12.80 – Einmalige Sonderausgabe) – Diese einzigartige Verquickung eines Liebesromans mit der Entstehungsgeschichte eines Liebesromans ist eine raffinierte psychologische Durchleuchtung des die Wirklichkeit durchdringenden schriftstellerischen Aktes, eine Bestandsaufnahme der einander widerstreitenden politischen, kommerziellen und erotischen Interessen der Gegenwart, in der der einzelne im Zeichen des Einhorns auf sich selbst gestellt ist, und die subtile, poetische Reminiszenz einer Liebesbegegnung in eigenwilliger, souveräner Fabulierkunst.

Bruno Walter: Briefe 1894–1962. Hrsg.: Lotte Walter-Lindt (S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M., 449 S., Ln. 30 DM) — Die Tochter Bruno Walters legt hier, in vier Abschnitten nach den Hauptetappen des langen, reichen und bewegten Lebens des grossen Dirigenten und Menschen eingeteilt, die Briefe ihres Vaters vor, aus der sich sein Werden und sein Weg nahezu Schritt für Schritt verfolgen lassen. Die kleinen Alltagsprobleme des Menschen und Familienvaters kommen ebenso zur Sprache wie die grossen Probleme des Musikers und Künstlers. Bruno Walters Beziehungen zu seinem Meister Mahler, zu Pfitzner, Ossip Gabrilowitsch, seine enge Verbundenheit mit dem Hause Thomas Manns — all dies und vieles mehr werden in diesen Briefen dargestellt.

Sonderangebot seltener Bücher

Thomson, Peter: Die Palästina-Literatur. 5 Bde., broschiert, komplett 100.– $

Gold, Hugo: Die Juden und Judengemeinden Böhmens in Vergangenheit und Gegenwart, Brünn, 1932 50.– $

Ghetto Theresienstadt, by Zdenek Lederer 10.– $

Kaufmann: Haggadah. Luxusausgabe. In Leder (sehr selten) 30.– $

Hickls Illustrierter Jüdischer Volkskalender, erschienen in Brünn und Prag, Jahrgang 1 (1902/03) und Jahrgänge 2, 5, 6, 7, 9, 11, 14, 16, 19, 20, 21, 24 per Band 4.– $

Jüdische Revue, erschienen im Nekuda-Verlag, Munkacs. Nur Einzelhefte der Jahrgänge 1936 (Heft 8, 9, 10, 11)

1937 (1, 2, 3, 4, 6, 7, 8, 9), 1938 (1, 3, 4, 8, 9) per Heft 3.– $

Zuschriften an P. O. B. 3002, Tel-Aviv, Israel

ERSCHEINT IM JUNI 1970

HUGO GOLD

GESCHICHTE DER JUDEN IN ÖSTERREICH

(History of the Jews in Austria)

(EIN GEDENKBUCH)

Unter Mitwirkung der hervorragendsten Gelehrten und Forscher in der ganzen Welt

Vor Erscheinen DM 80.— Nach Erscheinen DM 140.— Luxusausgabe DM 200.—

ERSCHEINT IM APRIL 1970

HUGO GOLD

GEDENKBUCH

der untergegangenen Judengemeinden des

BURGENLANDES

Unter Mitwirkung der hervorragendsten Kenner der Geschichte des Burgenlandes

Das Werk erscheint im Gross-Oktavformat in einer einmaligen bibliophilen Ausgabe von 400 numerierten Exemplaren und einer Luxusausgabe von 100 Exemplaren (numeriert und vom Herausgeber signiert).

Ermässigter Subskriptionspreis vor Erscheinen DM 80.—
Nach Erscheinen DM 140.— Luxusausgabe DM 200.—

EDITION

"OLAMENU" TEL-AVIV, P.O.B. 3002 (ISRAEL)

BEREITS ERSCHIENEN

HUGO GOLD

GESCHICHTE DER JUDEN IN WIEN

(EIN GEDENKBUCH)

Aus dem Inhalt: *Vom Beginn der Ansiedlung bis zur Vertreibung im Jahre 1421 / Brand in der Judengasse 1406 / Gesera / Das zweite Wiener Ghetto 1625 - 1670 / Das Zeitalter der Hofjuden 1673 - 1782 / Das Toleranzedikt und seine Folgen 1782 - 1847 / Von der Revolution bis zum I. Weltkrieg 1848 - 1914 / Der Erste Weltkrieg 1914 - 1918 / Nach dem ersten Weltkrieg bis zur Vertreibung 1918 - 1938 / Die letzte Vertreibung und Vernichtung der Wiener Juden 1938 - 1945 / Hitler. Die Kristallnacht in Wien 10. Nov. 1938 / Das Ende 1939-1945*

★

Wiener jüdische Institutionen, Verbände, Denkmäler und Wirkungsstätten der Wiener Juden bis zur Vertreibung

★

Die Mitglieder des letzten Kultusvorstandes, Institutionen und Kommissionen der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien vor der Vernichtung im Jahre 1938

★

Auswanderung
Die Deportationen 1941—44
Die wichtigsten KZ-Lager in denen sich Juden aus Wien und Österreich befanden

★

Wiener Juden in der Welt

★

Literaturnachweis

★

Grossoktavformat. Reich illustriert DM 80.—
Numerierte und vom Herausgeber signierte Exemplare (Luxusausgabe) DM 200.—

EDITION "OLAMENU" TEL-AVIV, P.O.B. 3002 (ISRAEL)